

9. Forum des Netzwerk Baukultur in Niedersachsen  
Minden, Preußenmuseum | 21. November 2013

netzwerk**DOKUMENTATION**

5



# PROGRAMM

NETZWERK BAUKULTUR NIEDERSACHSEN | 9. Forum am 21. November 2013

09.30 Uhr	<b>Offener Beginn</b>
10.00 Uhr	<b>Grußworte</b> <b>Klaus-Georg Erzigkeit</b> Beigeordneter für Städtebau und Feuerschutz, Stadt Minden <b>Martin Schmidt</b> Geschäftsführer Bündnis für regionale Baukultur in Westfalen <b>Prof. Dr. Bernd Krämer</b> Sprecher Netzwerk Baukultur in Niedersachsen
<b>Thema</b>	<b>„Identität und Baukultur“</b>
10.30 - 12.30 Uhr	<b>Achim Naujock / Bereich Stadtplanung und Umwelt, Stadt Minden</b> Minden ist „merk-würdig“, Stadtrundgang
13.30 - 14.15 Uhr	<b>Roland Gruber / Vorsitzender des Vereins LandLuft e.V., Österreich</b> Mehr als nur Baumaschinen – Sechs Strategien zur Förderung von Baukultur in ländlichen Räumen
14.15 - 14.45 Uhr	<b>Marco Mehlin / Raumplaner, raumscript Berlin</b> Förderung von Stadtteilidentitäten am Beispiel Wolfsburg-Westhagen. Strategien und Erfahrungen
14.45 - 15.15 Uhr	<b>Prof. Dr. Eberhard Syring / Hochschule Bremen, Baugeschichte und Architekturtheorie</b> Es muss nicht immer Backstein sein
15.15 - 16.00 Uhr	<b>Darius Djahanschah / Landschaftsverband Westfalen-Lippe, LWL</b> Gestaltungsfibel des Mühlenkreises Minden-Lübbecke Ausstellungsrundgang
16.00 - 16.45 Uhr	<b>Talk</b> <b>Moderation: Dr. Frank-Egon Pantel / Jade Hochschule, Oldenburg</b>



Veranstaltungsort: Preußenmuseum Minden, Simeonsplatz 12, 32427 Minden

**Eine Kooperation des Netzwerks Baukultur in Niedersachsen mit dem Bündnis für regionale Baukultur in Westfalen**

Die Baukulturinitiativen in Niedersachsen und Westfalen kooperieren mit dieser Veranstaltung über die Landesgrenzen hinweg. Ziel ist es, aus möglichst vielen Perspektiven das Thema der städtischen und regionalen Identität zu beleuchten. Einen wesentlichen Impuls dazu leistet ein Beitrag von Roland Gruber aus dem Nachbarland Österreich – Baukulturvorreiter in vielen Bereichen – wo der Verein LandLuft e.V. gezielt die Aktivierung des ländlichen Raumes auf seine Fahne geschrieben hat. Projektbeispiele aus Wolfsburg, Oldenburg/Bremen und dem Kreis Minden-Lübbecke schaffen die Verbindung in den norddeutschen Raum und bieten Anlass zur abschließenden Diskussion.



BAU KULTUR  
Niedersachsen  
www.bauekultur-niedersachsen.de

BAUKULTUR & BAUKULTUR  
für regionale in westfalen

## NETZWERK BAUKULTUR IN NIEDERSACHSEN

Baukultur ist die ganzheitliche Kultur des Planens, Bauens und Nutzens. Sie geht uns alle an, denn Gebautes umgibt uns täglich überall und seine Qualität beeinflusst unser Leben. Alle gemeinsam tragen Verantwortung für die breit gefächerte baukulturelle Identität Niedersachsens. Sie gilt es herauszustellen und nach Auffassung des Netzwerkes zu stärken.

Das vom Land Niedersachsen 2009 ins Leben gerufene Netzwerk verbindet das in Niedersachsen vielfältig vorhandene baukulturelle Engagement von Bürgerinnen und Bürgern, Vereinen, Verbänden, Institutionen, Hochschulen, Kommunen sowie des Landes Niedersachsen miteinander. Das Netzwerk versteht sich als Diskussionsforum, Aktionsbündnis und Kontaktbörse. Es bündelt Ressourcen und Engagement, stimmt Aktivitäten aufeinander ab und stellt damit einen unmittelbaren Mehrwert für alle Interessierten sicher.

Sitz der vom Land Niedersachsen und der Stadt Wolfsburg gemeinsam getragenen Geschäftsstelle ist das Alvar-Aalto-Kulturhaus in Wolfsburg.

Ansprechpartnerinnen:

Nicole Froberg & Carolin Heidloff

Alvar-Aalto-Kulturhaus  
Porschestraße 51  
38440 Wolfsburg

Tel: 05361.28-2835  
Fax: 05361.28-1644

[kontakt@baukultur-niedersachsen.de](mailto:kontakt@baukultur-niedersachsen.de)

## BÜNDNIS FÜR REGIONALE BAUKULTUR IN WESTFALEN

Im Jahre 2005 gründete der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) gemeinsam mit der Westfalen-Initiative und der heutigen Gemeinschaft zur Förderung regionaler Baukultur e.V. das Bündnis, als ein auf den westfälischen Raum zugeschnittenes Pendant zu den landes- und bundesweit ausgerichteten Baukultur-Initiativen.

Das Bündnis für regionale Baukultur in Westfalen hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Planen und Bauen im Kontext zu unterstützen. Ziele sind vor allem die Förderung des baukulturellen Wertebewusstseins und die Etablierung einer breiten Diskussion über die Bedeutung der alltäglichen Planungs-, Bau- und Gestaltungsaufgaben. Insbesondere im ländlichen Raum soll das Baukulturthema profiliert und eine auf den Ort abgestimmte Bau- und Planungskultur gefördert werden. Das Bündnis will all denjenigen eine Plattform bieten, die sich mit dem Bauen befassen: von den Kreisen und Gemeinden bis hin zu den Planern, Bauherren und interessierten Bürgern.

Die Geschäftsführung liegt bei der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen.

Ansprechpartner:

Martin Schmidt

LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur  
in Westfalen  
Freiherr-vom-Stein-Platz 1  
48147 Münster

Tel: 0251 591 - 3879  
Fax: 0251 591 - 4025

[kontakt@buendnisbaukultur.lwl.org](mailto:kontakt@buendnisbaukultur.lwl.org)



## MEHR ALS NUR BAUMASCHINEN!

### SECHS STRATEGIEN ZUR FÖRDERUNG VON BAUKULTUR IN LÄNDLICHEN RÄUMEN

Roland Gruber, LandLuft e.V., Österreich

*„Wenn sich bei einer kommunalen Bauaufgabe nur die Baumaschinen bewegen, läuft im Dorf politisch etwas falsch!“*

Klaus Unterweger, Bürgermeister  
Gemeinde Kals am Großglockner, Österreich

Was Klaus Unterweger seinen Bürgermeisterkollegen ins politische Stammbuch schreibt, hat etwas mit politischem Instinkt, gelebter Demokratie, engagierten Gemeindebürgern und – das ist das Schöne daran – mit Baukultur zu tun. Trotz des Sparzwanges der letzten Jahre zählen die Kommunen immer noch zu den größten Bauherren im Land, kaum ein gemeindepolitisches Thema mündet nicht über kurz oder lang in eine konkrete Bauaufgabe. Von der Gestaltung zeitgemäßer Bushaltestellen über die Belebung von öffentlichen Räumen bis hin zu Sanierungen oder Neubauten reicht die Palette. Von wenigen Zehntausend bis zu Millionen Euros reichen dabei die Budgets.

Wenn politische Entscheidungsträger heute noch glauben, Geld für kommunale Bauaufgaben sei eine Sache zwischen Baufirmen und Gemeindeverwaltung allein, schaden sie nicht nur der positiven Entwicklung ihres Heimatortes, sondern in noch viel stärkerem Maße ihrer eigenen politischen Laufbahn.

Das Ziel von Baumaßnahmen ist es in der Regel, bestimmte Aufgabenstellungen zu erfüllen. Doch der Weg dorthin ist mit viel Entwicklungspotenzial und positiver Energie für den eigenen Ort „gepflastert“, sofern man Gemeindebürger von Beginn an in den Entstehungsprozess miteinbezieht. Baumaschinen allein bringen keinerlei Leben in die Dörfer. Gefragt sind daher Projekte, die mit dem Baubudget auch einen maximalen Effekt auf die Gemeinschaft der Gemeindebürger erzielen und nicht nur pragmatisch die Bagger auffahren lassen und die Kubikmeter Beton verarbeiten.

Aus Bauen muss Baukultur werden. Und Baukultur ist viel mehr als nur Bauen. Baukultur besteht nicht nur aus fertiggestellten Bauwerken, sondern aus einer Vielzahl von Faktoren, die unseren Lebensraum in seiner Qualität beeinflussen können. Baukultur umfasst soziale, ökologische und gestalterische Fragestellungen, von der Lebensqualität eines Ortes bis zur Bodenpolitik oder der Organisation der Mobilität. Was komplex klingt, ist im Grunde sehr einfach: „Baukultur machen Menschen wie du und ich.“

Bauen am Land bietet die Chance auf einen intensiven Austausch mit den Akteuren vor Ort, mit den unmittelbaren Nutzerinnen und Nutzern. Dabei spielt das Ehrenamt eine große Rolle: Manche kommunalen Bauprojekte wären ohne den Einsatz engagierter Bürger nie begonnen worden oder nicht umsetzbar gewesen. Die Identifikation mit dem eigenen Ort ist in der Regel höher und

bauliche Veränderungen werden daher gerade in kleinen Gemeinden sehr viel stärker wahrgenommen als im urbanen Kontext und sind daher sehr emotional besetzt.

Kommunen profitieren vom Mobilisierungspotenzial, das Bauaufgaben mit sich bringen. Bürgernähe ist ein angenehmer Nebeneffekt, prozesshaftes Arbeiten unter Beteiligung der Bürger führt auch vielfach zu deutlich besseren Lösungsansätzen. Im Zeitalter der Politikverdrossenheit ein überaus geeignetes Mittel für Bürgermeister, die eigenen Bürger „hinter dem Ofen“ hervor zu holen. Wo sonst hat man die Mittel, Menschen an Entscheidungen und Entwicklungen in ihrem unmittelbaren Umfeld mitwirken zu lassen, bei denen es um etwas geht, als bei Bauaufgaben.

Seit rund 10 Jahren engagiert sich der Verein LandLuft, die Baukultur im ländlichen Raum in



Österreich und Deutschland zu fördern. Einerseits wird in Form von Forschungsprojekten an dem Thema gearbeitet, z.B. im Auftrag des Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS), vertreten durch das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR), andererseits lobt er alle drei Jahre gemeinsam mit dem österreichischen Gemeindebund den Baukulturgemeinde-Preis aus. Bisher wurden 16 Gemeinden mit dem begehrten Preis ausgezeichnet. Ihnen allen ist eines gemein: ein intelligenter Umgang mit den eher knapper werdenden kommunalen Finanzmitteln in Kombination mit einer starken Einbindung der Bürgerinnen und Bürger in die Zukunftsarbeit einer Gemeinde. Als Best-Practice-Beispiele stehen sie für einen hohen Anspruch an die Gestaltungsqualität des Lebensraumes. Dieser gründet auf der Überzeugung, dass persönlicher Einsatz im Rahmen nachhaltiger Maßnahmen in hohem Maß als sinnstiftend empfunden wird und daher erfolgversprechend ist. Dass damit ganzheitliches Denken, Nachhaltigkeit und Einsatzbereitschaft einhergehen, liegt in der Natur dieser Prozesse. Erst durch sie entsteht aus „Bauen“ eine umfassende „Baukultur“. Für die Kommunen kristallisiert sich aus diesem Prozess eine ganze Reihe von langfristigen Vorteilen heraus.

Wie kann man Dörfer und Kommunen zukunftsfähig machen? Was schafft Begeisterung für Engagement von Bürgerinnen und Bürgern? Woher kommen der Innovationsgeist und der Mut, die Zukunft des eigenen Lebensumfeldes selbst in die Hand zu nehmen?

Die Arbeit von LandLuft unterscheidet sich grundlegend von althergebrachten Denkmustern. Eine zentrale Rolle spielen dabei Menschen wie du und ich, denn ihr Tun kann vor Ort mehr bewirken als die alleinige Arbeit von Experten und Planungsstrategen. Es geht um ein intelligentes Miteinander und eine klare Rollenteilung zwischen Bürgerinnen und Bürgern vor Ort und Expertinnen und Experten von Außen. Mit dem Menschen – konkret der Gemeindebürgerin und dem Ge-

meindebürger– versucht LandLuft, die Keimzelle einer engagierten Dorfontwicklung in den Mittelpunkt zu stellen. Menschen in den Gemeinden entwickeln Bedürfnisse, Visionen, konkrete Ideen, finden sich zusammen und beschließen manchmal auch Bauaufgaben. Die Erfahrung zeigt, dass in jenen Gemeinden die größte Lebendigkeit und damit Entwicklungsdynamik herrscht, in denen all diese Dinge transparent abgewickelt werden und eine solide Verankerung dieser Prozesse in der Bevölkerung von Anfang an Teil der Gepflogenheiten ist. Stimmt der Prozess, passt auch die Art und Weise, wie das Know-how von Fachplanern und Experten miteinbezogen wird.

### **Wie aus dem einfachen Bauen in einer Gemeinde Baukultur entstehen kann**

Die mit dem Baukulturgemeinde-Preis prämierten bzw. für das Forschungsprojekt ausgewählten Baukulturgemeinden stehen stellvertretend für einen intelligenten Umgang mit den eher knapper werdenden kommunalen Finanzmitteln in Kombination mit einer starken Einbindung der Bürgerinnen und Bürger in die Zukunftsarbeit einer Gemeinde. Es sind ganz unterschiedliche Gemeinden – regional, typologisch, von der Zahl der Einwohner etc. – die jedoch eint, dass sie einen hohen Anspruch an die Gestaltungsqualität des Lebensraumes für ihre Bürgerinnen und Bürger stellen. Dieser gründet auf der Überzeugung, dass persönlicher Einsatz im Rahmen nachhaltiger Maßnahmen in hohem Maß als sinnstiftend empfunden wird und daher erfolgversprechend ist. Dass damit ganzheitliches Denken, Nachhaltigkeit und Einsatzbereitschaft einhergehen, liegt in der Natur dieser Prozesse. Erst durch sie entsteht aus „Bauen“ eine umfassende „Baukultur“. Für die Kommunen kristallisiert sich aus diesem Prozess eine ganze Reihe von langfristigen Vorteilen heraus.

### **1. Baukultur machen Menschen wie du und ich**

Baukultur ist kein abgehobenes Anliegen von Expertinnen und Experten, sondern entsteht dort, wo Menschen aktiv die Gestaltung ihres Lebensraums in die Hand nehmen – im Idealfall entstehen

Projektteams von Betroffenen, Experten und politisch Verantwortlichen, die gemeinsam eine hohe Lösungskompetenz für die wesentlichen Gestaltungsfragen des eigenen Umfeldes mitbringen.

### **2. Baukultur schafft Werte**

Baukultur schafft Werte – sowohl auf materieller als auch auf ideeller Ebene. Baukultur schlägt sich in einer höheren Qualität von Gebäuden, Räumen und Plätzen nieder, die zu einer längeren Nutzungsdauer, zu einer geringeren Umbautätigkeit und zu einem reduzierten Wartungsaufwand führt.

### **3. Baukultur schafft regionale Wertschöpfung**

Baukultur nutzt das Know-how und handwerkliche Potenzial des regionalen Umfeldes stärker, als dies bei Standardlösungen der Fall ist. Die Auseinandersetzung mit regionalen handwerklichen Traditionen und Bautechniken sowie der Einsatz von heimischen Materialien sind ein wesentlicher Faktor. Die ökonomische Wertschöpfung bleibt in der Region.

### **4. Baukultur zahlt sich aus**

Baukultur „rechnet sich“ auf unterschiedliche Weise. Durch eine präzise Analyse des künftigen Nutzungsverhaltens sowie durch ein durchdachtes Raumprogramm lassen sich bei den Baukosten Einsparungseffekte erzielen. Die künftigen Betriebskosten fallen durch eine gewissenhafte Planung und durch hohe bautechnische Standards geringer aus als bei konventionellen Gebäuden. Baukultur schafft zudem einen finanziellen Mehrwert durch zusätzliche Nutzungsmöglichkeiten bzw. Umwegrentabilitäten, auch wenn diese nicht exakt quantifizierbar sind: durch PR- und Marketingeffekte, durch eine Erhöhung der Aufenthaltsqualität in Gebäuden und öffentlichen Räumen, die zur Folge hat, dass diese auch intensiver genutzt werden.

### **5. Baukultur schafft Freunde**

Baukultur entsteht in Entscheidungsfindungsprozessen zwischen den Beteiligten, die eine hohe Kommunikations- und Gesprächskultur vorausset-

zen. Diskussion, gemeinsame Willensbildung und der Interessensausgleich unter den Bürgerinnen und Bürgern, ausgelöst durch Baukultur-Projekte, schaffen ein fruchtbares Klima für ein qualitätsvolles Miteinander in der Gemeinde, also zwischen den Bürgerinnen und Bürger untereinander und mit den politisch Verantwortlichen und Fachleuten.

#### 6. Baukultur macht Freude

Erfolgreich umgesetzt, bereitet Baukultur den am Entstehungsprozess Beteiligten und den Nutzern Freude. Positives Feedback von außen wie von innen, Auszeichnungen, Preise oder Berichterstattung in den Medien lösen ein Gefühl von Stolz aus, das auch zu einer höheren Identifikation und einer größeren Zustimmung zum eigenen Lebensort führt.

#### 7. Baukultur erhöht Lebensqualität

Die hohe Qualität, die Baukultur in der Gestaltung des eigenen Lebensraums auslöst, wirkt sich positiv auf die subjektive Wahrnehmung der Lebensqua-

lität durch Bürgerinnen und Bürger aus. Einerseits verstärkt die Teilnahme an der Entscheidungsfindung und an Gestaltungsfindungsprozessen dieses Gefühl. Andererseits wirkt sich Baukultur positiv aus, indem neue Nutzungsmöglichkeiten entstehen: Bürger nutzen gut gestaltete Räume, Gebäude und Plätze häufiger und motivierter und beziehen diese in ihren Alltag ein.

#### 8. Baukultur bringt Zukunftsperspektiven

Baukultur-Projekte schaffen Raum für Zukunft, indem sie neue Nutzungs- und Entwicklungsmöglichkeiten einräumen und zu Innovation anregen. Durch eine bessere Vernetzung der Bürgerinnen und Bürger und eine offene Gesprächskultur erhöht sich die Wahrscheinlichkeit für neue Ideen und innovative Wege in die Zukunft.

#### 9. Baukultur ist maßgeschneidert aber trotzdem flexibel

Baukultur bringt Lösungen, die individuell auf die Bedürfnisse der Nutzerinnen und Nutzer eingehen,

die stark mit dem regionalen Umfeld und den örtlichen Traditionen verwurzelt sind. Baukultur interpretiert Bestehendes neu und setzt sich gleichzeitig mit der (globalen) Gegenwart auseinander.

#### 10. Baukultur ist Gesprächskultur

Eine Kultur des Bauens, die alle Beteiligten miteinbezieht, verlangt ein hohes Maß an gegenseitigem Verständnis. Gesetze, Regelungen und Verordnungen können einen Mindestanspruch garantieren, die persönliche Auseinandersetzung mit Baukultur aber nicht ersetzen. Baukultur ist das Produkt echter „Bürgerbeteiligung“, da die Entscheidungen möglichst nahe bei den Menschen angesiedelt werden, sowie der Einbindung von Expertinnen und Experten in politische Entscheidungsprozesse. Freilich verursacht diese prozesshafte Arbeitsweise einen gewissen „Aufwand“, der sich aber langfristig lohnt.

#### 11. Neugier macht Baukultur (möglich)

Baukultur setzt Neugier voraus, durch Baukultur entsteht Neugier.



Ausstellung und Marktstand des Vereins LandLuft e.V., Foto: LandLuft

## Dorfzentrum früher



Dorfzentrum Hinterstoder, 1985, Foto: Gemeinde Hinterstoder

### Wie entsteht eine Baukulturgemeinde? – ein Gemeindeportrait

Ein Beispiel: Die Gemeinde nennt sich Hinterstoder und liegt in den Bergen in der Mitte von Österreich. Vor 25 Jahren führt eine breite Straße durch das Dorf und wirkt fast wie eine kleine Autobahn, links und rechts sind die Gehwege klar getrennt, daneben die Thuja-Hecken und der hohe Jägerzaun, damit die Häuser vom öffentlichen Raum konsequent abgeschirmt sind. Es wird deutlich, hier regiert das Auto. Öffentliche Räume mit Aufenthaltsqualität sind schwer erkennbar.

### Das Gemeindeportrait

(Auszug der LandLuft – Baukulturgemeinde-Preis 2009 Publikation, verfasst von Sonja Bettel) Eng scheint es zu werden, wenn man ins Stodertal abbiegt – vor allem wenn man weiß, dass Hinterstoder der letzte Ort bis zum Ende des Tals ist; dort, wo die Steyr entspringt, ist es aus. Von dort

geht es nur mehr steil hinauf ins Tote Gebirge zur vielgemalten Spitzmauer und dem Großen Priel, der seit dem 19. Jahrhundert Bergsteiger anlockt. Hinterstoder habe sich wohl ganz bewusst diesen wenig einladenden Namen zugelegt, meinte einst der Schriftsteller Hans Weigel, nämlich, um „einen der großartigsten Talschlüsse vor allzu stürmischem Fremdenstrom zu bewahren“.

Lange Zeit, so sagt Bürgermeister Helmut Wallner, habe Hinterstoder tatsächlich einen Domröschenschlaf geschlafen. Doch 1986 kam erstmals der internationale Ski-Weltcup-Zirkus ins Tal und 1994 schloss sich Hinterstoder der Aktion „Dorferneuerung“ des Landes Oberösterreich an. Das gab neue Impulse. „Von Beginn der 1990er Jahre an haben wir uns bemüht, beim Bauen andere Wege zu gehen, uns an einer neuen Baukultur zu orientieren“, erzählt Helmut Wallner und verschweigt, dass der Anfang dieser neuen Entwicklung mit dem Beginn seiner Amtszeit als Bürgermeister



Bewegungszone Hinterstoder, Foto: Gemeinde Hinterstoder

zusammenfiel. Doch später wird er sagen, dass ihn das Bauen und die Ortsgestaltung schon lange interessiert haben – lange bevor er überhaupt daran gedacht habe, Bürgermeister werden zu wollen. Als er dann sein Amt antrat, war er überzeugt, „dass es doch nicht sein kann, dass das gebaut wird, was dem Bürgermeister gefällt, und was ihm nicht gefällt, das wird nicht gebaut.“ Die Gemeinde habe sich deshalb um einen Ortsplaner umgesehen, der von Architektur etwas versteht und die Richtung vorgeben kann.

### Es geht „talaufwärts“

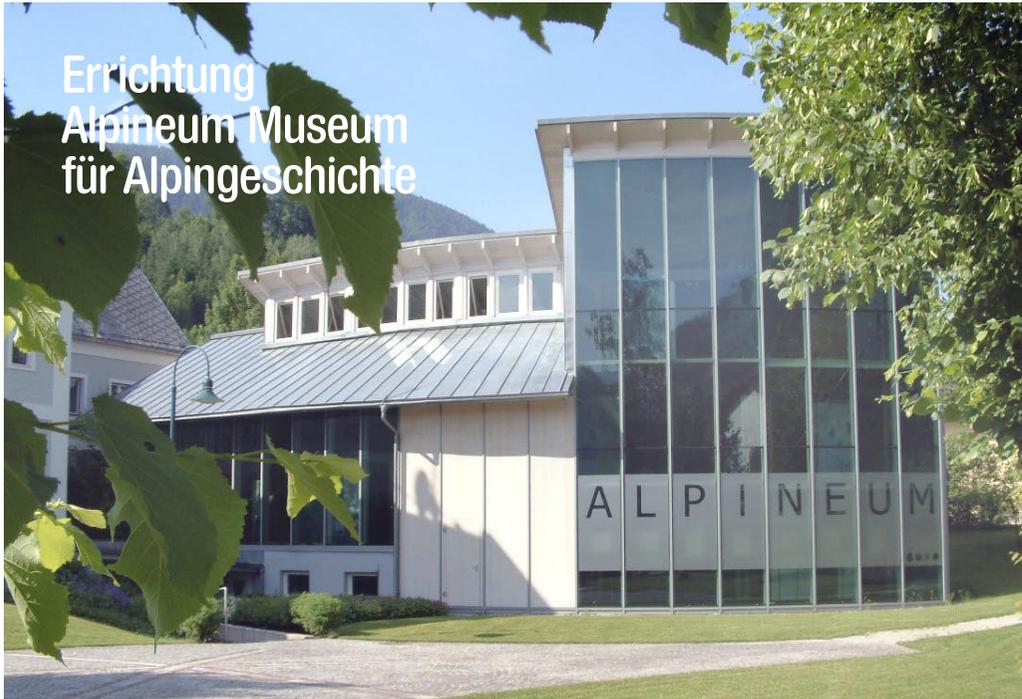
Bereits 1992 erstellte die Gemeinde unter Mitwirkung von rund 30 Dorfbewohnern das Ortsentwicklungskonzept „Hinterstoder 2000“, das die wichtigsten Schritte in den Bereichen Kultur, Bauen, Natur oder Umwelt für die nächsten zehn Jahre umfasste. Das Schlagwort „talaufwärts“ drückt aus, worum es den Hinterstoderern ging. „Dort sind die Ideen entstanden: Wir brauchten einen

Veranstaltungssaal und einen neuen Kindergarten, die Landesausstellung ist angestanden und auch da haben wir uns bemüht, neue Wege zu gehen“, erzählt Helmut Wallner.

Das erste Projekt war gleich eine große Herausforderung – einerseits für die Geduld der Bevölkerung und andererseits für das „dicke Fell“ des Bürgermeisters. Von 1993 bis 1997 wurde die gesamte Dorfstraße mit allen Hauszugängen und öffentlichen Plätzen erneuert. Dies war während der Bauphase belastend, machte aber schließlich den Ort viel freundlicher und entschleunigte den Autoverkehr. 1994 wurde außerdem die Kläranlage gebaut – ebenfalls mit Gestaltungsanspruch.

Der Beitrag Hinterstoders zur oberösterreichischen Landesausstellung 1998 mit dem Titel „Land der Hämmer – Heimat Eisenwurzten“ war das „Alpneum“ – eine völlig neue Form von Heimatmuseum und der erste mutige Schritt in

## Errichtung Alpineum Museum für Alpingeschichte



Alpineum Hinterstoder, Foto: Gemeinde Hinterstoder

Sachen moderner Architektur in der Gemeinde. „Das Alpineum war eines der ersten Projekte, das im Zusammenhang mit der Dorferneuerung als neues Gebäude entwickelt wurde“, erinnert sich Vizebürgermeisterin Angelika Diesenreiter, die heute das Alpineum leitet und für kulturelle Belange in Hinterstoder zuständig ist. Die „Dorferneuerung“ sei ursprünglich ein Bestreben des Landes Oberösterreich gewesen, um die Dörfer ein bisschen zu restaurieren, Straßen zu pflastern oder Fassaden zu erneuern. „Das ist dann zu einer Entwicklung geworden, die die Bürger eingebunden hat, um im Dorf über Jahre Neues zu entwickeln. Hinterstoder ist mittlerweile seit 16 Jahren Dorferneuerungsgemeinde und es gibt jedes Jahr ein Projekt, das verwirklicht wird.“

### Heimatismuseum ohne karierte Vorhänge

Das Land sei es auch gewesen, das gefordert hatte, das neue Museum nicht als klassisches Heimatismuseum mit geschnitztem Holzbalkon

und karierten Vorhängen zu planen, so Angelika Diesenreiter. Die Architekten Christiane und Erik Holter setzten diesen Wunsch mutig in einem modernen Gebäude aus Holz und Glas um, Georg Lippitsch, Andreas Schmidt und Roland Wallner setzten im Inneren Akzente mit einer multimedialen Ausstellungsgestaltung. Dies habe anfangs jedoch zu großen Widerständen in der Bevölkerung geführt, erzählt die Vizebürgermeisterin. Einige für das Alpinmuseum angeheuerte MitarbeiterInnen aus dem Ort hätten sich anfangs sogar geweigert, das Haus zu betreten. Erst als man mit einem Volksmusikabend die Menschen quasi ins halb fertige Haus „hineingezerrt“ hatte, entstand langsam Verständnis für diese Form des Bauens. „Da haben die Leute das erste Mal diesen Raum erlebt und wir haben ihnen erklärt, wie das dann ausschauen soll“, erinnert sich Angelika Diesenreiter, „und das war dann das erste Mal, dass sie gemeint haben: ‚Na ja, das ist ja gar nicht so schlecht, das schaut ja eigentlich eh ganz gut aus.‘“

Im Jahr 2000 kam die internationale Anerkennung: Das Alpineum wurde für den „European Museum of the Year Award“ nominiert und unter die 25 originellsten Ausstellungshäuser Europas gereiht. Im selben Jahr setzten Bürgermeister Helmut Wallner und seine Frau Margarete Wallner auch beim eigenen Wohnhaus mit Hotel Garni einen architektonischen Akzent. Der moderne Zubau aus Holz, Glas und schiefergrauen Platten zeigt, dass Tourismus in den Alpen auch anders aussehen kann.

Im Zuge der Erstellung des Ortsentwicklungskonzeptes war schnell klar geworden, dass die Gemeinde eine Veranstaltungshalle brauchte – einerseits für die gemeindeeigenen kulturellen Aktivitäten, andererseits als Pressezentrum für den Ski-Weltcup, der seit 1986 alle paar Jahre in Hinterstoder Station macht. Im Vorfeld der Bauplanung wurden deshalb alle Vereine eingeladen, ihre Wünsche und Bedürfnisse bekanntzugeben. Danach erfolgte ein geladener Wettbewerb mit fünf Architekturbüros, die sehr unterschiedliche Entwürfe für die Veranstaltungshalle abliefern. Die Architekten hatten dann je 20 Minuten Zeit, dem Gemeinderat ihre Entwürfe zu erklären. Danach wurde sofort abgestimmt – ohne Fachjury. „Wir haben uns das zugetraut“, sagt Bürgermeister Wallner, „weil durch die vielen Projekte, die wir schon gemacht haben, auch in den Köpfen eine Entwicklung stattgefunden hat. Deshalb haben wir gesagt: ‚Es ist unser Bau, das wollen wir selber entscheiden.‘“ Nach einer halben Stunde Diskussion einigte sich der Gemeinderat auf den Entwurf von Riepl Riepl Architekten aus Linz. Entscheidend war, dass das von ihnen entworfene Gebäude in das Ortsgeschehen eingegliedert ist, dass es auf bestehende Wege im Ort Rücksicht nimmt, wie es aussieht und dass der Baustoff Holz einen wichtigen Bezug zum Ort hat. Eine Gemeinderätin hatte zwar zu bedenken gegeben, dass es beim Flachdach wohl hineinregnen würde, doch auch sie konnte letztlich überzeugt werden.

In der Bauphase wurde Kritik in der Bevölkerung laut. Manche hätten gemeint, dass so ein moder-

nes Gebäude nicht neben die Kirche und das alte Gasthaus passe, aber nach der Fertigstellung im Jahr 2002 habe die „Hösshalle“ selbst diese Menschen überzeugt, so Angelika Diesenreiter: „Als man die Halle benutzen konnte, ist klar geworden, wie schön es ist, sich darin aufzuhalten. Sie ist von der Akustik gut und das ganze Ambiente ist so angenehm, dass die Besucher nach einer Veranstaltung stundenlang im Foyer stehen bleiben. Das Gebäude hat uns verändert. Die Theatergruppe zum Beispiel musste neu überlegen, wie Theater gespielt wird, wie dekoriert wird. Und es sind viele Dinge erst möglich geworden, weil man jetzt andere und bessere Räumlichkeiten zur Verfügung hat.“ Bürgermeister Helmut Wallner meint rückblickend: „Wenn wir einen herkömmlichen Bau hingesetzt hätten, dann würde kein Schwein mehr darüber reden.“

Die Hösshalle ist auch zukunftsweisend für die nächsten Projekte gewesen: Die Rundwanderwelt Hinterstoder mit einer auffälligen roten Aussichtsplattform in den Umrissen eines Würfels, ein Corporate Design für den ganzen Ort, moderne Hinweistafeln und Prospekte, die Neugestaltung des Erdgeschosses des Gemeindehauses als „hinterstoder.lounge“ sowie der Umbau der alten Turnhalle zum Feuerwehrhaus durch den Ortsplaner Robert Oberpichler. Den Feuerwehrleuten gefällt ihr neues Haus, vor allem weil es funktionell ist. Bezüglich der Gestaltung habe man ganz auf den Architekten vertraut, so Kommandant Karl Rohregger. „Ich mag die offene Bauweise und fühle mich im neuen Feuerwehrhaus sehr wohl“, sagt Kassier Hermann Stöttinger, der gerade selbst ein modernes Wohnhaus baut.

### Baukultur ist fix in den Köpfen verankert

Die Bevölkerung in Hinterstoder habe mittlerweile eine positive Grundeinstellung gegenüber zeitgemäßer Baukultur, beobachtet Robert Oberpichler, und man sei sich einig, dass gewisse Dinge, wie beispielsweise eine hohe Natursteinmauer an der Dorfstraße, einfach nicht mehr in den Ort passen würden. Hinterstoder war eine der ersten



Hösshalle Hinterstoder, Foto: LandLuft



Aussichtsplattform der „Rundwanderwelt“, Foto: Gemeinde Hinterstoder

Gemeinden in Oberösterreich, die eine kostenlose Bauberatung durchführt – auch, um den Bauwerbern Kosten für Umplanungen und späteren Ärger aufgrund von Fehlplanungen zu ersparen. Die Hinterstoderer würden heute verstehen, dass gutes Planen nicht teuer sein muss und mehr Qualität bedeutet, so Robert Oberpichler.

Davon ist auch der Busunternehmer Harald Riedler überzeugt. Er benötigte im Jahr 2007 eine neue Garage für seine Fahrzeuge und wollte ein modernes, zweckmäßiges Gebäude, dessen Qualitäten auch nach 20 Jahren noch überzeugen. Robert Oberpichler plante dafür einen einfachen Baukörper, der sich in die Landschaft integriert und aus der Nähe durch klare Linien und eine ungewöhnliche Farbe besticht. Die nächsten Projekte in Hinterstoder sind ein Haus für die Bergrettung und den Musikverein sowie die Gestaltung des Platzes zwischen Feuerwehr und Hösshalle.

Die Erarbeitung des Konzeptes „Hinterstoder 2000“ Mitte der 1990er Jahre hatte deutlich gemacht, wie wichtig es ist, ein Leitbild für ein Dorf zu erstellen und ständig weiter zu entwickeln. In Hinterstoder ist Baukultur Bestandteil dieses Gemeinde-Leitbildes. Durch die Einbindung der Bürgerinnen und Bürger gelang es auch, die Bevölkerung zu motivieren, das Gemeinschaftsleben zu fördern und eine Aufbruchstimmung zu erzeugen. Hinterstoder ist als Wohnort attraktiver geworden, die Qualität des touristischen Angebots wurde verbessert und es wurden neue kulturelle Aktivitäten entwickelt.

„Früher sind wir immer herumgefahren und haben uns neidvoll andere Orte angeschaut“, erinnert sich Bürgermeister Helmut Wallner. „Und jetzt ist es so, dass sehr viele Gemeinden zu uns kommen und fragen: Wie habt ihr die Gestaltung gemacht? Wie seid ihr die Prozesse angegangen? Wir sind sehr stolz darauf, dass wir es geschafft haben.“

Aus der Beschäftigung mit dem österreichischen Baukulturgemeinde-Preis und dem Forschungsprojekt „Baukultur in ländlichen Räumen, das wir im Auftrag des Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS), vertreten durch das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) haben wir versucht, einige Strategien zusammenzufassen, die nicht nur eine Verbesserung und nachhaltige Stärkung der Baukultur bewirken, sondern stehen für eine neue politische Kultur in den Dörfern, von der auch die politischen Akteure in puncto Akzeptanz deutlich profitieren:

### **1. Beteiligungskultur leben: Die Bürgerbeteiligung als Schlüssel**

Gelebte Baukultur hängt stark von der Akzeptanz der Bürgerinnen und Bürger ab. Deshalb ist sinnvoll, diese auch vom ersten Akt der Ideenfindung bis zur konkreten Umsetzung als Experten für den eigenen Ort aktiv in die Projektarbeit einzubeziehen. Grundvoraussetzung ist dabei, auf ein ausgewogenes Zusammenspiel und eine gute Rollenklärung mit den Expertinnen und Experten zu achten. Um Baukultur zu ermöglichen, geht es in der Beteiligungskultur nicht darum, den kleinsten sondern den „schönsten und besten größte gemeinsamen Nenner“ zu erarbeiten.

### **2. Kommunale Profilschärfung: Die strategische Zukunftsentwicklung schärft das Profil einer Gemeinde und erhöht die Chance auf Baukultur**

Gemeinden sind im Standortwettbewerb enormen Zwängen ausgesetzt. Es geht nicht nur um den Zuzug von jungen Familien sondern auch um Ansiedelung von Wirtschaftsbetrieben. In diesem Wettbewerb fällt nicht nur eine gute Gestaltung im ersten Moment ins Auge, sondern es haben die Gemeinden eine höhere Erfolgsaussicht, die sich bewusst weiterentwickeln und sich durch ein klares Profil im öffentlichen Bewusstsein eindeutig positionieren. Dafür braucht es strategische Entwicklungsprozesse (die durchaus mit denen von Unternehmen vergleichbar sind). Baukultur kann dabei ein entscheidendes Unterscheidungsmerkmal sein.

### **3. Kompetente Bauverwaltung: Mehr Kompetenz in der Bauverwaltung und in der Beratung vor Ort**

Gut ausgebildete und hoch motivierte Fachleute innerhalb der lokalen und überregionalen Bauverwaltungen sind ein wesentliches Rückgrat für qualitätsvolle Baukultur im ländlichen Raum. Um dementsprechend kompetente Personen auch zur Mitarbeit in der Verwaltung direkt in den Kommunen oder in den Landkreisen zu motivieren, ist sowohl die Zusicherung eines aktiven Gestaltungsspielraums (u.a. in der Prozessgestaltung) als auch eine entsprechende Honorierung notwendig. Gerade das Thema der Honorierung ist in den kleinen Kommunen aufgrund der begrenzten finanziellen Mittel nicht leicht umzusetzen. Da bieten sich neue inhaltliche Partnerschaften innerhalb der Gemeinden an, um gemeinsam die besten Fachleute zu engagieren. Gleichzeitig haben sich verschiedene Beratungs- und Beiratsmodelle in den Gemeinden und Regionen sehr bewährt und sollen weiter ausgebaut werden. Durch den frühzeitigen inhaltlichen Dialog zwischen den Bauwerbern, den Gemeindeverantwortlichen und den beratenden Fachexperten leistet diese sogenannte Vermittlungsstelle die wesentlichsten Weichenstellungen für gute Baukultur.

### **4. Architekt vor Ort: Die Planerinnen und Planer sind wichtige Partner für Baukultur in ländlichen Gemeinden**

Für Architektinnen und Architekten, Stadtplanerinnen und Stadtplaner sowie Landschaftsplanerinnen und Landschaftsplaner bietet der ländliche Raum ein großes Gestaltungspotenzial, das in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt wurde. Sie sind wesentliche Akteure in den Gemeinden, um qualitätsvolle Prozesse zu unterstützen und daraus resultierende Projekte umsetzen zu können. Um in Zukunft diese Rolle zu stärken und die Betätigung im ländlichen Raum als Bereicherung zu sehen, sind eine Änderung des Selbstverständnisses bzw. eine Erweiterung des Kompetenzbereichs anzustreben. Nur das Bauwerk alleine im Blickwinkel zu haben, ist zu wenig. Die Planerinnen und Planer im ländlichen Raum müssen zu umfassenden Gestaltern der

Umwelt werden. In dieser Hinsicht sollen vor allem die Moderations- und Projektentwicklungskompetenzen stärker in der Ausbildung verankert werden, wobei daraus auch neue Berufsfelder innerhalb der Baukulturbranche entstehen können.

Entwicklungspotenzial gibt es vor allem in der praktischen Unterstützung der Gemeinden. Einerseits der Know-how-Transfer auf der praxisbezogenen, regionalpolitischen Ebene von den guten Beispielgemeinden zu denen, die am Beginn einer Entwicklung stehen. Andererseits die kontinuierliche Beratung im Kontext einer ganzheitlichen Gemeindeentwicklung. Es braucht daher zur Verankerung und Förderung von Baukultur im ländlichen Raum einen Strategiewechsel bei der Arbeit mit den Akteuren vor Ort. Es geht darum, in Zukunft konkrete Hilfestellung als Ergänzung zum Expertendiskurs anzubieten.

### **5. Neue Wettbewerbsverfahren: Angemessene Ideenfindungsverfahren braucht das Land**

Der klassische, anonyme und offene Architekturwettbewerb ist ab einer gewissen Projektgröße das geeignete Verfahren, um zum besten Projekt zu kommen. Bei kleineren Projekten bzw. bei Projekten in kleineren Gemeinden funktioniert er aber nur begrenzt. Für die scheinbar kleinen – aber für die Baukultur im Ort immens wichtigen – Aufgaben sind innovative Verfahren mit einem offenen Dialog zu entwickeln, zu fördern und auch einzusetzen. Sie stellen die angemessene Antwort auf die Anforderungen des ländlichen Raumes dar. Entscheidend ist dabei, sowohl die Bürgerinnen und Bürger verstärkt in den Entscheidungsprozess zu involvieren als auch kreative Gestalter innerhalb und außerhalb der regionalen Grenzen einzuladen.

### **6. Zentrumsstärkung: Die Stärkung der Orts- und Stadtzentren fördert die Baukultur-Sensibilisierung**

Die Orts- und Stadtzentrentwicklung baut in der Regel auf eine Weiterentwicklung des historischen Erbes und vereint dadurch eine breite Palette an Themen wie Ortsentwicklungs- und Besiedlungs-

geschichte, Erkennen von Raum- und Gestaltungsqualität, Umgang mit öffentlichem Raum, Wertschätzung von „Alt“ und „Neu“, ressourcenschonender Umgang mit Bauland bei der Siedlungsentwicklung dank einer intelligenten Nachverdichtung im Zentrum, etc. Diese Themen sind es, die das Verständnis von Baukultur fördern. Vor allem das zeitgemäße Weiterbauen am Bestand und somit der Umgang mit historischer Baukultur und dem Denkmalschutz motiviert die Bevölkerung zum Mitreden und Mitdenken. Projekte, die in den Ortszentren bearbeitet werden, stehen im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit, dadurch steigt die Bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger, sich zu beteiligen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es bei der künftigen Baukultur-Entwicklung im ländlichen Raum um eine Kultur des Bauens geht, die Menschen mit ihren Bedürfnissen genauso einbindet wie Planerinnen und Planer oder Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger. Es geht um eine Kultur, in der in Zusammenhängen gedacht und die positive Entwicklung des Dorfes und der Gemeinde als Ganzes nicht aus den Augen verloren wird. Je länger diese Prozesse laufen, umso selbstverständlicher wird nicht nur der Qualitätsanspruch bei den Verantwortlichen in den Kommunen sowie bei den Bürgerinnen und Bürgern, sondern es steigt auch deren Motivation die positiv erlebte Entwicklung im Dorf weiter voranzutreiben. Darin liegt der wahrhaft politische Weitblick, den Bürgermeister Klaus Unterweger in seinem Eingangsstatement an den Tag legt.



Sommertheater Haag, Baukulturgemeindepreis 2012, Foto: Gerhard Obermayr



## IM GESPRÄCH MIT

ROLAND GRUBER, ÖSTERREICH

Mitbegründer und Vorstandsmitglied von „LandLuft e.V. – Verein zur Förderung von Baukultur in ländlichen Räumen“, seit 2008 Vorsitzender

**Lieber Herr Gruber, herzlichen Dank, dass Sie aus Österreich zu uns gekommen sind, um über die Arbeit und Erfolge des Vereins „LandLuft“ zu berichten. „LandLuft“ vergibt in Österreich alle drei Jahre einen „Baukulturgemeinde-Preis“, der Gemeinden motivieren soll, die Baukultur im eigenen Umfeld zu verbessern?**

Ja, der Kern der Vereinsarbeit ist die Förderung der Baukultur in ländlichen Räumen und unser Hauptprojekt ist die Auslobung und Vergabe dieses Preises und dann jeweils drei Jahre lang die Vermittlung der Preisträgergemeinden und ihrer Protagonisten nach außen – Ausstellungen mit den Vorbildgemeinden und Vorträge der Baukulturbürgermeister organisieren, die Köpfe hinter den gelungenen Projekten ins Rampenlicht stellen und mit anderen interessierten Köpfen zusammenbringen...

**Welche der Methoden haben sich dabei in Ihrer Arbeit bewährt?**

Wir haben ein spezielles System entwickelt, das sich bisher sehr bewährt hat. Wir haben den Preis im Jahr 2009 zum ersten Mal ausgelobt mit der grundsätzlichen Idee: Gibt es Gemeinden, die in den letzten 15 Jahren im Kontext Bauen Besonderes geleistet haben? Wir meinen hier bewusst die vielen mittleren bis kleineren Gemeinden, die sich keine größere Bauverwaltung leisten können, die mit mehreren Fachleuten besetzt ist. In Österreich sind das rund 75% aller Kommunen. Die Bandbreite reicht von der qualitativvollen Gestaltung einzelner Objekte, des Freiraums und der Umgang mit Raumplanung bis zur Arbeit der Verwaltung und Politik in Sachen baukultureller Qualitätssicherung. Wir wollen das Thema Bauen in einer Gemeinde umfassend betrachten. Eine hochkarätige Jury hat damals acht Gemeinden prämiert, die das mehr

oder weniger gut gemacht haben. Der nächste Schritt war eine Preisverleihung, die wir ordentlich inszenierten.

### **Wie kann man sich das vorstellen? Ein großes Event?**

Es ging darum, die handelnden Akteure vor Ort, also die Protagonistinnen und Protagonisten der Baukultur in den Dörfern so richtig ins Rampenlicht zu stellen. Das Kollektiv bekommt den Preis. Das ist selbstorganisierend, wen die Gemeinden mitnehmen. Die Preisverleihung selbst bezeichnen wir als „kultiviertes Volksfest in akademischen Rahmen“. Sie können sich jetzt ihr eigenes Bild davon machen oder auf unserer Website Videos davon ansehen. Daneben haben wir ein grafisch recht anspruchsvolles Buch gemacht, „Baukultur machen Menschen wie du und ich“, ist unser Hauptslogan. Das heißt, die Menschen, die dahinter stehen, werden in den Vordergrund gerückt. Das Stück Bauwerk oder das Stück Freiraum oder das Stück Ingenieurkunst ist die Grundvoraussetzung, aber es geht uns um den Prozess: Wie entsteht etwas? Welche Systematiken laufen ab? Was muss alles passieren, damit Qualität bei allen Dingen rund ums Bauen in einer Gemeinde entsteht? Das versuchen wir zu vermitteln.

*Das Stück Bauwerk oder das Stück Freiraum oder das Stück Ingenieurkunst ist die Grundvoraussetzung, aber es geht uns um den Prozess.*

### **Auf welche Art und Weise transportieren Sie Ihr Anliegen?**

Wir haben eine Ausstellung, mit überwiegend großformatigen Menschenbildern mit Zitaten, die aus den Interviews vor Ort entstanden sind, und dem Buch als Begleitmedium zum mit nach Hause nehmen. Diese Ausstellung ist als Wanderausstellung konzipiert. Es gibt vier Kisten, die wir von A nach B senden – ein sehr simples System, an dem wir aber lange getüftelt haben, damit sie jeder, der sie in die Hände bekommt, aufbauen kann. Und sie muss in jedem Raum funktionieren – in einer alten Feuerwehrgarage genauso wie in einem Kunstmuseum. Wir haben in den letzten drei Jahren vierzig Ausstellungen gemacht und es hat wunderbar funktioniert. Es gibt immer einen regionalen Veranstalter – Regionalmanagement, Verein, Gemeinde oder Bauamt. Wir wollen bewusst nicht in Architekturhäuser gehen, sondern dorthin wo Baukultur sonst nicht gezeigt wird, also direkt zu den Menschen wie du und ich, die für Baukultur verantwortlich sind. Der wichtigste Teil ist die Eröffnung. Hier wird die gesamte Energie hinein gelegt. Es gibt immer auch gutes Essen und eine breite Einladung in der Region, damit wir nicht nur die Fachplaner, sondern bewusst auch interessierte Bürger, Regionalentwickler, Bürgermeister, Gemeinderäte, Verwaltungsmitarbeiter etc. ansprechen. Wir laden immer einen der ausgezeichneten Bürgermeister ein – wir nennen sie „Baukulturbürgermeister“ – die über das Bauen in ihrer Gemeinde referieren. Nicht wir als Experten. Das ist der eigentliche Schlüssel zum Erfolg des LandLuft Projekts, denn es motiviert viel mehr Menschen, es auch so gut zu machen wie dieser Baukulturbürgermeister. Wenn die das können, können wir das auch. Darüber haben wir sehr viel positiven Drive bekommen.

**Wie ist dieses Projekt jetzt nach Deutschland gekommen? Wie kam es zum Auftrag für ein Forschungsprojekt des Bundesministeriums für Verkehr, Bauen und Stadtentwicklung in Deutschland?**

Das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) hat im Auftrag des Bundesbauministeriums das Forschungsprojekt „Baukultur im ländlichen Raum“ öffentlich ausgeschrieben. Wir haben uns, mit unserer Erfahrung, als Verein beworben und sind ausgewählt worden, so dass wir jetzt zwei Jahre mit der Baukultur in ländlichen Räumen in Deutschland beschäftigt waren.

### **Sie haben da auch Gemeinden bereist?**

Ja, wir waren sehr viel unterwegs. Und Deutschland ist ja doch um einiges größer als Österreich. Wir haben da viele Kilometer – in der Regel mit den öffentlichen Verkehrsmitteln – runtergespult. Oft in ganz entlegene Dörfer, das dauert dann doch eine ordentliche Portion Zeit, die aber auch sehr spannend sein kann, vor allem dann wenn es keine Handyverbindungen gibt.

*Wer kennt wen, der wen kennt, der was weiß, wo was ist.*

### **Wie haben Sie die bereisten Gemeinden ausgewählt bzw. gefunden?**

In Österreich loben wir ja den Preis aus und bekommen Bewerbungsunterlagen. Hier haben wir es in Absprache mit dem Auftraggeber etwas anders gemacht und nach einer ausführlichen Recherche in allen Medien und Bibliotheken – etwas überspitzt formuliert – gesagt, wir lösen das typisch österreichisch. Wer kennt wen, der wen kennt, der was weiß, wo was ist. Und wir hatten schließlich einen Topf von etwa 35 Orten gefunden. Es sollten alles Orte unter 30.000 Einwohner sein, in denen es in den letzten Jahren mehr als ein interessantes Objekt gab, denn ein Stück schönes Gemeindezentrum oder Bibliothek oder Dorfplatz gibt es ja in vielen

Orten. Uns interessierte eine höhere Dichte an spannenden Projekten.

### **Sie haben daraus vier „Baukulturgemeinden“ ausgewählt, also vier positive Praxisbeispiele. Mit welchem Ziel?**

Wir haben dann alle Orte, die wir gefunden hatten, bereist und dort Gespräche geführt. Unser Job war, die interessantesten Orte zu finden und ausführlich zu porträtieren. Das heißt: Wer steckt hinter den positiven Prozessen und Projekten? Wie sind die Konstellationen der handelnden Akteure? Warum sind welche Entscheidungen wie getroffen worden? Und warum sind die Umsetzungen in der Folge auch so gut geworden? Am Ende sind vier Gemeinden übrig geblieben, die wir als „Baukulturgemeinden“ bezeichnet haben, weil sie umfassend und seit langem gute Baukulturarbeit leisten und weitere fünf Gemeinden, die wir als „Baukultur-Initiativen“ titulierte haben, wo es zwar herausragende Leistungen zu unterschiedlichen baukulturellen Themen gibt, die aber noch nicht in der vollen Bandbreite innerhalb der Gemeinde verankert sind.

### **Die Gemeinde Burbach in Nordrhein-Westfalen ist unter den ausgewählten Beispielen mit einem herausragenden Konzept zur Stärkung des Ortszentrums?**

Ja, Burbach haben wir als Baukultur-Initiative ausgewählt, weil sie bundesweit sicherlich beispielhaft im Kontext der Ortskernstärkung ist und viele Attraktivierungsmaßnahmen setzt. Allerdings gibt es durchaus noch Spielraum nach oben, was die architektonische Qualität des konkret Gebauten betrifft, was den handelnden Personen auch bewusst ist. Das Interview mit dem Bürgermeister in der Forschungsdokumentation ist übrigens sehr empfehlenswert zu lesen und kann auf [www.baukulturgemeinde.de](http://www.baukulturgemeinde.de) downgeloadet werden. Die Burbacher machen ganz viel richtig: Es gibt dort nahezu keine Zersiedelung und keine Handelsflächen außerhalb des Ortskerns – null Leerstand im Zentrum. Sie sind auch resistent gegen die

großen Supermarktketten, die alle auf der grünen Wiese bauen möchten und am Ende steht der Rewe-Markt mitten im Zentrum und auf dem Dach ist der Turnsaal der Gemeinde. Man sieht also, dass es geht, wenn der Wille und das Rückgrat der Gemeindeverantwortlichen da sind. Da können Dinge durchgesetzt werden, die für viele undenkbar scheinen. So nach dem Motto: Geht nicht, gibt's nicht! In Zusammenarbeit mit der Universität Siegen, unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Schröteler-von Brandt, dient die Gemeinde auch immer wieder als Testlabor. Die Studierenden entwickeln Projekte oder testen etwas aus. Daneben gibt es ein gemeindeeigenes Förderprogramm für die Belebung des Zentrums, d. h. Unterstützung für bauliche Maßnahmen im Zentrum – das sorgte für einen richtigen Schneeballeffekt. Also sehr viele spannende Aspekte, deswegen haben wir die Gemeinde auch ausgewählt.

#### **Aus Niedersachsen ist kein Beispiel dabei. Wie kommt das?**

Wir haben zwar das Bundesland bereist und Gemeinden besucht, aber in der finalen Auswahl für den Forschungsbericht ist leider kein Beispiel dabei, das uns richtig überzeugt hat. Wir haben versucht, über das Bundesgebiet von Mecklenburg-Vorpommern bis nach Bayern Orte zu finden, aber sicher gäbe es noch viel mehr Gemeinden, die es absolut Wert wären. Doch so ein Forschungsprojekt hat einen Anfang und ein Ende – und da muss man irgendwann gemeinsam mit dem BBSR und dem Ministerium Entscheidungen treffen. Es ist erst einmal ein Anfang gemacht. Aber das nächste Forschungsprojekt mit dem Titel „Baukultur:konkret“, das eine Folge aus dem Jetztigen ist, beginnt schon Anfang 2014.

#### **Was könnten unsere Institutionen – das Netzwerk Baukultur in Niedersachsen und die Initiative in Westfalen – dazu beitragen, diesen Akteuren im ländlichen Raum mehr den Rücken zu stärken?**

Da habe ich noch zu wenig Einblick in Ihre konkrete Arbeit bisher, um eine adäquate Antwort zu geben. Nach unserer Erfahrung funktioniert es aber gut, wenn die Kommunikation sehr niederschwellig, aber gleichzeitig qualitativ ist. Wir versuchen, auf das „Fachchinesisch“ ganz zu verzichten, und so gut es geht, einfache Formulierungen und die begeisterten Menschen wie du und ich neben den Bauwerken in den Fokus zu stellen – auch was die visuelle Kommunikation betrifft.

### *Wir versuchen, auf das ‚Fachchinesisch‘ ganz zu verzichten.*

#### **Reicht öffentliche Wahrnehmung als Motivation oder braucht es daneben nicht auch finanzielle Förderung? Oder anders gefragt: Können sich die ländlichen Gemeinden Beteiligungsprozesse, Gestaltungsbeiräte oder gar Wettbewerbe überhaupt leisten?**

In den Gemeinden und Orten, die wir besucht haben, konnten wir feststellen, dass es für spannende Projekte eigentlich immer Geld gibt. Ein Bürgermeister hat mal gesagt, nicht die Mittel bestimmen das Projekt sondern das Projekt bestimmt die Mittel. Das ist ein Plädoyer für eine ausführliche Entwicklungsphase, um auch gute Projekte zu finden, viele Ideen zu sammeln und die richtigen Lösungsvorschläge treffen zu können – das Ganze idealerweise unter Einbeziehung der Bürgerinnen und Bürger. Es gibt z. B. auch „Förder-Organisations-Weltmeister“ unter den Gemeinden, die jede Förderung, die ausgeschrieben ist, als Chance sehen und eine Projektidee einreichen. In der Regel fällt dann auch etwas ab. Diese Leute wollen etwas gestalten. Sie wissen um den Mehrwert, wenn ich etwas „gut gestalte“. Bei einem Bauprojekt muss sich einfach mehr bewegen als nur die Baumaschinen. Zwischen gut

gemeint und gut gemacht liegt ein großer Unterschied. Es ist fast derselbe Energieaufwand, den ich benötige, aber das gut Gemachte hat einfach viel mehr Auswirkungen. Es fesselt mehr, es berührt mehr. Es strahlt über die Baugrube hinaus aus und bringt einen kulturellen Mehrwert, den viele spüren aber der natürlich schwer zu beschreiben ist. Wir können aus Erfahrung sagen, dass ein gutes Projekt unweigerlich ein Folgeprojekt bringt – und der Prozess bleibt nicht stecken.

#### **Das heißt, die Gemeinden müssen praktisch „Blut geleckt“ haben, dann bleiben sie am Ball?**

Es darf am Schluss nicht der kleinste gemeinsame Nenner übrig bleiben, sondern es geht um den schönsten gemeinsamen Nenner. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Anerkennung. Viele dieser Menschen engagieren sich ehrenamtlich über Jahre und das Lob bekommen sie nicht unbedingt

innerhalb der Gemeinde. Denn wenn du etwas mutiges Neues machst, bist du in der Regel am Anfang mit viel Kritik konfrontiert. Das Lob kommt oft von außen. Wenn der „Baukulturgemeinde-Preis“ vergeben wird, stehen die Gemeinden mit dreißig Personen bei der Preisverleihung auf der Bühne und alle sind Teil des Fotoshootings und später der Gemeindeportraits in den Zeitungen, im Rundfunk oder im Fernsehen. Plötzlich gibt es etwas zurück. Das Schulterklopfen ist nicht monetär aufzuwiegen.

Interview: Nicole Froberg  
Netzwerk Baukultur in Niedersachsen





## FÖRDERUNG VON STADTIDENTITÄTEN

AM BEISPIEL WOLFSBURG-WESTHAGEN. MENSCHEN, BAUEN, EMOTIONEN.

Marco Mehlin / Raumplaner, raumscript Berlin

Als ich für diesen Vortrag angefragt wurde, habe ich mich selbstverständlich über die Themenschwerpunkte dieser Veranstaltung informiert. Ihnen geht es um die Baukultur. Ich verspreche Ihnen, ich komme in meinem Vortrag wieder auf das Bauen zurück. Vorab möchte ich mich aber gerne mit Ihnen darüber auseinandersetzen, was einen Stadtteil ausmacht. Was macht seine Identität aus bzw. wie identifizieren sich die Menschen mit ihrem Stadtteil?

„Menschen, Bauen, Emotionen“ ist der Titel des Vortrags. Es geht um den Wolfsburger Stadtteil Westhagen. Wenn Sie, was die meisten wahrscheinlich einmal tun werden, mit dem Zug an Wolfsburg vorbeifahren, sehen Sie das VW-Werk und die VW-Kraftwerkstürme, die Sie wahrscheinlich alle kennen. Aber Sie können sogar Westhagen sehen. Der Stadtteil Westhagen hat auch zwei Türme. Diese sind

allerdings nicht so bekannt und nicht so beliebt, ich komme darauf später zurück. Der Stadtteil Wolfsburg-Westhagen ist ein typisches Produkt der Stadtentwicklung, der 1960-er, 1970-er und frühen 1980-er Jahre. In großen Teilen ist Westhagen eine klassische Großwohnsiedlung, das erkennen Sie an den baulichen Strukturen in der Darstellung. Wenn wir heute durch Westhagen gehen würden, dann würden wir sehen, dass es selbst im Zentrum Reihenhaussiedlungen und gut gepflegte Gärten bzw. Vorgärten gibt – auch bei den Großstrukturen. Baulich zeigt sich ein sehr heterogener Stadtteil – dies spiegelt sich auch in seiner Identität. Es leben ca. 10.000 Menschen in Westhagen. Westhagen ist in Wolfsburg einer der bevölkerungsreichsten Stadtteile und auch einer der jüngsten. Der Altersdurchschnitt liegt bei 39 Jahren. Die Gesamtstadt ist statistisch ein wenig älter, somit reden wir über einen jungen Stadtteil mit jungen Menschen. Wenn man vor

Ort ist, denkt man dennoch, Westhagen ist ein alter Stadtteil, da alte Menschen im Stadtbild präsenter als die jungen sind. Über 60% der Menschen haben eine Migrationsgeschichte. Die am häufigsten vertretenen Nationalitäten in Westhagen sind die russische Föderation bzw. die alte Sowjetunion, Polen, Kasachstan, Italien und die Türkei. Insgesamt sind über 80 Nationen im Stadtteil vertreten. Da ist es schon schwierig, eine eindeutige Identität festzumachen. Wie könnte die aussehen bei 80 verschiedenen Nationen? Wir haben eine heterogene Bewohnerstruktur. In einem Interview habe ich einmal gesagt, dass wir 9.206 Identitäten haben. Sie fragen sich jetzt sicherlich, woher dieses „plus X“ auf der PPT-Darstellung kommt. Das sind die Identitäten, die noch dazukommen von den Institutionen, von den Schulen und den Schülern, die von außerhalb pendeln, und auch von der Verwaltung. Das Außenimage ist in Teilen noch von den 1990-er

Jahren geprägt. Da war Westhagen tatsächlich ein problematischer Stadtteil. Wir sind es nicht mehr! Das liegt jetzt nicht nur am Stadtteilmanagement und an dem Programm Soziale Stadt, es hat auch mit der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung Wolfsburgs zu tun. Es gab eine wirkliche Drogenproblematik, und die Kriminalstatistik war schlecht. Mittlerweile ist sie gut, und wir haben keine Drogenumschlagplätze mehr. Innen- und Außenwahrnehmung unterscheiden sich aber noch immer.

Eine sehr lange Zeit hatten die Menschen in Westhagen das Gefühl: Wir werden nicht beachtet, wir sind nichts, und um uns kümmert sich auch niemand. Es war eine sehr starke, ich will fast sagen, Identitätsstörung, weil die Leute sich nicht ernst genommen fühlten. Zu Beginn unserer Arbeit in Westhagen war es eine der Hauptaufgaben, dieses Gefühl zu mindern.

Auf dieser Folie steht oben geschrieben „baulich geprägt durch eine Straße“ – die Dessauer Straße. Hier nehme ich nun Bezug auf die Türme in Westhagen, die ich Eingangs erwähnt habe. Es handelt sich um die Stadtkrone des Stadtteils. In Westhagen gibt es drei große Vermieter und Wohnungsbauträger. Der eine ist die städtische Wohnungsbaugesellschaft Neuland. VW Immobilien verfügt ebenfalls über einen großen Immobilienbestand. Zusätzlich finden sich Wohneinheiten, die früher der Neuen Heimat gehörten und dann verkauft wurden. Ein großer Teil der Wohnungen, die uns Probleme bereiten, ist dem Immobilienfonds Deutschland I und II zugeordnet. Dieser ist in der Wendezeit mit sehr großzügigen Konditionen aufgelegt worden. Wir in Westhagen leiden darunter, weil unter diesen Umständen mit dieser Bausubstanz nichts mehr geschieht. Und tatsächlich sind es diese Wohneinheiten, die das Image von Westhagen nach wie vor prägen.

Westhagen hat viele Identitäten, das habe ich Ihnen schon gesagt. Jetzt zeige ich Ihnen, was Westhagen ausmacht. Dann können Sie vielleicht den Zwiespalt erkennen, mit dem wir umgehen müssen.

Einerseits ist hier die Dessauer Straße, eine Straße im Niedergang, weil sie eben in Teilen im Besitz der Fondsgesellschaften ist. Wir kämpfen hier seit fünf Jahren für den Rückbau. Vor eineinhalb Jahren standen wir kurz davor und dann hat der Berliner Finanzsenator das Geld dafür gestrichen. Seither haben wir Stillstand. Auf der anderen Seite gibt es in Westhagen eine große Aufbruchsstimmung, weil im Rahmen der Umsetzung des Programms Soziale Stadt andere sehr gute Maßnahmen umgesetzt wurden. Das Image ist geprägt durch die Dessauer Straße – diese große graue Wand. Es ging zeitweilig so weit, dass man im VW-Werk, wenn die Leute z. B. für ein Jahr

Austausch aus Mexiko gekommen sind, von Westhagen als Wohnort deutlich abgeraten hat. Das hatte nur mit dieser einen Straße zu tun. Dabei wird in Westhagen abgesehen davon eine ausgezeichnete Stadtreparatur durchgeführt. Die ist so erfolgreich, dass auch die Einzeleigentümer in ihre Bausubstanz investieren. Es ist also der klassische Effekt eingetreten, den man in der Sozialen Stadt oder in einem Gebiet der Städtebauförderung hat, dass jeder Euro, der eingesetzt wird, eine wesentlich größere Investition nach sich zieht.

Noch einmal grundsätzlich: Was sind eigentlich die Herausforderungen, wenn man Identitäten verändern will? Es gibt manche Vorhaben, die wirklich schwierig sind. Dazu gehört die Einbeziehung der Presse. Hier ist uns ein Wandel in der Haltung zu Westhagen gelungen. In Wolfsburg gibt es zwei große Tageszeitungen. Diese Konkurrenz ist für uns ein Vorteil. Durch unsere langjährige und intensive Pressearbeit konnten wir aber viel Wesentlicheres erreichen: Es wird nicht mehr mit fast selbstverständlichem Doppelpunkt negativ aus Westhagen berichtet, wie etwa „Westhagen: Benzin aus Tank geklaut“. Uns ist gelungen, diese negative Grundhaltung aus den Köpfen der Redakteure zu bekommen. Sie können sich nicht vorstellen, was das in Westhagen für ein Gewinn ist und letztlich für die ganze Stadt Wolfsburg. Die Presse hat einen enormen Einfluss auf das Bild eines Stadtteils.

Wer ist in Westhagen beteiligt an den Strategien zur Verbesserung des Images und der Identitätsstiftung? Das ist das Team Westhagen der Sozialen Stadt, das ist natürlich das Quartiersmanagement, also wir, das ist der Sanierungsträger SALEG und es sind zwei ganz wichtige Menschen in der Verwaltung, ohne die es im besten Sinne nicht funktionieren würde: Der Stadtplaner vom Geschäftsbereich Stadtplanung und Bauberatung, Herr Teigeler, und Frau Becker von der Strategischen Planung. Über diese beiden haben wir immer einen direkten Draht in die Verwaltung. In der Zusammenarbeit dieses Teams haben wir in den letzten zehn Jahren sehr viel erreicht.

Was ich jetzt besprechen möchte, betrifft die Beteiligung der Bewohnerinnen und Bewohner bei Planungs- und Bauprozessen. Wie können diese sich in den Prozess einbringen, damit sie sich positiv mit dem Stadtteil identifizieren? Wie erreiche ich, dass Bewohner Lust haben mitzumachen? In unserer Arbeit sind drei Dinge entscheidend: Mitwirkung, Öffentlichkeitsarbeit und Städtebau. In den Feldern Mitwirkung und Öffentlichkeitsarbeit arbeiten wir mit unterschiedlichen Akteuren und Gruppen zusammen. Zum einen sind lokale Interessengruppen zu bestimmten Themenfeldern. Hier kommen Gruppierungen und Personen zusammen, die sich für bestimmte Inhalte, Projekte oder Themen interessieren. Die Interessengruppe „Kinder und Jugend“ ist z. B. eine Gruppe, die sich vor allem aus den Institutionen der Kinder- und Jugendarbeit in Westhagen zusammensetzt und als eine Art fachlicher Austausch fungiert. Die Interessengruppe „Image, Wirtschaft und Kultur“ setzt sich dagegen mehr aus Bürgerinnen und Bürgern des Stadtteils zusammen. Diese Gruppe funktioniert mittlerweile bestens als eine Art Verhandlungsvorgruppe städtebaulicher Themen und Planungen. In allen Gruppen sitzen auch Vertreterinnen und Vertreter aus dem Ortsrat und damit der lokalen Politik. Wenn diese zu uns kommen, müssen sie allerdings ihre jeweiligen „Hüte“ als Politiker ablegen und „nur“ noch als Bürgerin oder Bürger mitarbeiten. Es hat ca. zwei Jahre gedauert, bis dies von allen verstanden und gelebt wurde. Aber jetzt funktioniert es. Gleichzeitig haben wir damit den direkten Zugang zur Politik. Das ist für uns eine sehr elegante Möglichkeit auf den Ortsrat einzugehen, ohne ihn wirklich da sitzen zu haben.

Zwei weitere Instrumente unserer Arbeit setzen sich mit den Regeln des Zusammenlebens der Menschen und Gruppen auseinander, die sich für den Stadtteil engagieren. Zum einen ist dies die „Westhagener Vereinbarung“. Sie ist gemeinsam mit den Bewohnern und Institutionen erarbeitet worden – unsere Charta des Zusammenlebens. Die Westhagener Vereinbarung kann im besten



Westhagen, Abbildung: raumscript

Sinne als Prämisse für das Miteinander von Generationen, Kulturen und Religionen verstanden werden, die sich gemeinsam für die Zukunft des Stadtteils einsetzen. Hier ein Auszug:

„Dabei sind uns gegenseitige Wertschätzungen und Unterstützungen besonders wichtig. Das gelingt nur durch die Kenntnis der verschiedenen kulturellen und ethnischen Hintergründe sowie die Besonderheiten des Einzelnen. Wir, als Westhagener Bürgerinnen und Bürger und Menschen, die sich in und für Westhagen engagieren, wollen jede Aktivität des Miteinanders und der gegenseitigen Toleranz unterstützen und leisten so unseren Beitrag zur Westhagener Kultur“.

Schön ist, dass dies die Grundlage unserer Arbeit ist. Wir können bei allen Sitzungen oder auch bei Streitigkeiten darauf zurückgreifen. Die Leute halten sich an die Westhagener Vereinbarung. Sie ist ihnen wichtig und sie sind stolz auf diese besondere Westhagener Kultur.

Und noch etwas Wichtiges trägt zur Verbesserung der Identifikation und des Images bei: Die Bürgerinnen und Bürger können selbstbestimmt über Geld verfügen. Der sogenannte Bürgerfonds hat ein Budget von jährlich 12.000,- Euro. Mit dem Geld können kleinere Projekte im und für den Stadtteil umgesetzt werden. Die Menschen in Westhagen können so vieles aktiv mitgestalten. Sie haben eine Stimme und können eigene Ideen umsetzen, sowohl im Kleinen als im Großen.

In unserer letzten Sitzung wurde ein Projekt genehmigt, das im kommenden Jahr umgesetzt werden soll – die Pflanzentauschbörse. Hier sollen Pflanzen nicht klassisch getauscht werden, sondern die Menschen sollen über das „Pflanzen tauschen“ miteinander ins Gespräch kommen z. B. darüber, wo die Pflanze in der Wohnung stand, was sie bereits „erlebt“ hat, wie sie gepflegt wurde etc. Solch ein ungewöhnliches Projekt von den Bürgern genehmigt zu bekommen, heißt schon viel. Es zeigt aber auch, wie sich die Identität

positiv gewandelt hat und wie hoch der Stolz im Stadtteil mittlerweile ist. Er lässt Innovatives und Unbekanntes zu. Insgesamt kann man festhalten, die Westhagener und Westhagenerinnen sind zu hören, sie können etwas bewegen und etwas beeinflussen und ihre Meinung ist gefragt. In den vergangenen zehn Jahren hat sich das Selbstbewusstsein der Bürger signifikant verbessert.

Das Thema Öffentlichkeitsarbeit haben wir lange Zeit – das gebe ich offen zu – vernachlässigt. Wir haben in den letzten drei Jahren noch mal sehr intensiv aufgeholt. Mit teils sehr einfachen Mitteln – es gibt z. B. die Westhagener Postkarten – bewerben wir jede Veranstaltung mit Unterstützung des Stadtteilbüros. Das Layout der Postkarten ist wiedererkennbar – und das Schöne ist: Alle haben Lust, diese Postkarten zu bekommen, zu verteilen und damit Werbung zu machen. Natürlich wirkt das auch nach außen viel besser. Es wird eine positive Botschaft transportiert.

Wichtig ist es außerdem, über das zu berichten, was geschieht. So haben wir z. B. im vergangenen Jahr in Kooperation mit dem Schulzentrum Westhagen das Festival „Westhagener Talente“ durchgeführt. Hier konnten sich die Schülerinnen und Schüler in den unterschiedlichsten Dingen erproben und ihre Talente entdecken. Dies war zu dokumentieren und über die Grenzen des Stadtteils und der Stadt bekannt zu machen. Der Effekt war sehr wichtig – auch für das Rating der Schulen. Mittlerweile haben unsere Schulen in Westhagen einen guten Ruf und stärken auch das Image und die Identität des Stadtteils. Wenn man also eine gute Öffentlichkeitsarbeit macht, werden die Projekte noch einmal aufgewertet. Die Presse nimmt sie anders wahr und die Leute bekommen Lust, die Dinge zu bewerben. Das weckt Neugier und ergibt einen Wiedererkennungswert.

Unsere Stellgröße zum Thema Identität und Image ist das Thema Gestaltqualität im gebauten Raum. Der andere Faktor sind die Lebensverhältnisse, d. h. die soziale und technische Infrastruktur. Das



Westhagener Postkarten, Abbildung: raumscript

vertiefe ich heute nicht, obwohl es wichtig auch in Bezug auf das Thema Image ist. Was haben wir im Städtebau gemacht? Ich habe einige Beispiele mitgebracht, die wir in den letzten Jahren mit den Westhagenern und Westhagenerinnen umgesetzt haben: Der Mehrzwecksaal als ein großer multifunktionaler Raum bei uns im Jugend-, Freizeit- und Bildungszentrum, die sogenannte „Stadtachse“ und der Park „Gärten der Nationen“.

Der Mehrzwecksaal war ein großer Saal, schwarz getäfelt, eher ein Angstraum. Wir haben diesen Saal im besten Sinne aufgerissen, verwandelt und modern gestaltet. Den Effekt, den wir dadurch in Bezug auf das Thema Identität erreicht haben, hatten wir selber gar nicht so eingeschätzt. Einerseits sind in Westhagen alle sehr stolz auf den Raum, der über eine perfekte technische Ausstattung verfügt – in einer modernen und hellen Anmutung. Aber – was noch viel wichtiger ist – er

wird mittlerweile von vielen Einrichtungen über die Stadtteilgrenzen hinweg genutzt. Sie tagen und feiern dort und tragen dann die Botschaft in die anderen Teile der Stadt und Region: In Westhagen kann man gut Veranstaltungen durchführen. Das stärkt das positive Außenimage.



Westhagener Talente, Abbildung: raumscript

Die Stadtachse verbindet den Park mit dem Einkaufszentrum. Uns ist bei diesem Projekt eine sehr intensive Bewohnerbeteiligung gelungen. Wir hatten das große Glück mit Prof. Valentini vom Münchener Landschaftsplanungsbüro Valentini + Valentini zusammenzuarbeiten. Prof. Valentini war dabei, wenn die Bürgerinnen und Bürger informiert und beteiligt wurden. Er hat zunächst nur zugehört, die Ideen und Anregungen aufgenommen und mit den Leuten gesprochen. Die Zusammenarbeit mit einem so renommierten Planer war für alle in Westhagen eine tolle Erfahrung. Viele waren sehr stolz darauf, dass ein bekannter Landschaftsarchitekt für Westhagen plant und gleichzeitig die Menschen hier so ernsthaft als Partner betrachtet. Tatsächlich hat die Form der Mitwirkung und Beteiligung dazu geführt, dass es bis heute fast keinen Vandalismus an der „Stadtachse“ und in den „Gärten der Nationen“ gibt. Zusammenfassend erscheint es nach unserer Erfahrung bei dem Bau der „Stadtachse“ sehr wichtig, auf Qualität zu setzen. Das ist nicht nur eine Wertschätzung der Baukultur allgemein. Die Menschen vor Ort erkennen es an, wenn vernünftig gebaut und geplant wird. Die Anwohner an der „Stadtachse“ wohnen nun an einer „guten Adresse“. Und wir haben mit der Umsetzung dieser Planung eine städtebauliche Bedeutung weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekommen.

Hier noch einige Anmerkungen zu den „Gärten der Nationen“. Der Ort war bis 2003 im besten Sinne eine Wildschweinviese, es gab regelrechte Wildschweininvasionen in Westhagen. Heute sind die „Gärten der Nationen“ ein Ort mit unterschiedlichen Aktionsräumen – mit Ruhe- und Erholungsorten sowie Aktivorten wie einer Skater-Fläche. Im Park wurde 2005 unter Anleitung von Landschaftsplanern gemeinsam mit Jugendlichen aus dem Stadtteil eine Spielgruppe gestaltet und gebaut. Diese Skulptur steht immer noch, obwohl auch hier viele prophezeit hatten, dass sie kein halbes Jahr unbeschädigt bliebe. Also: gestalterische Qualität wird anerkannt und benutzt und nicht per se kaputt gemacht.

Guter Städtebau kann also Identität herstellen. Die Menschen in Westhagen sind stolz auf die „Stadtachse“ und sie sind stolz auf die „Gärten der Nationen“. Guter Städtebau wirkt nach innen und außen. Er hat eine Außenwirkung über den Stadtteil hinaus. Qualität bei der Planungsbeteiligung und auch in der baulichen Umsetzung macht sich bezahlt. Eine kluge Beteiligung braucht eine gute Vorarbeit. Gute Architektur bietet Raum für Entwicklungen. Ich denke, dass sie auch die Eigeninitiative fördert und stolz auf den eigenen Ort macht.

Ein kurzes Fazit zum Thema Stadtidentitäten: auch nach elf Jahren Sozialer Stadt gibt es immer noch nicht die eine Identität. Es ist wichtig, zuzulassen, dass es viele und unterschiedliche Identitäten gibt. Es ist aber möglich neue Identitäten zu kreieren, die dann für ein gesamtes Gebiet wirken können. Mit dem Park „Gärten der Nationen“ und der Stadtachse haben wir eine neue, besondere Identität für den Stadtteil Westhagen geschaffen. Ferner: Images grundlegend zu ändern, braucht Zeit und man darf bei der Identitätsfindung kleinere Aktionen, wie Feste, aktive Beteiligung und kreative Aktionen nicht unterschätzen. Auch diese können positiv die Identitäten von Orten fördern und verändern. Abschließend ist zu sagen, es gibt nicht die eine Aktion oder das zentrale Vorhaben, das eine Stadtidentität verändern kann. Es ist ein Mosaik vieler unterschiedlichster Elemente, Aktionen und Planungen, die zu positiven und von den lokalen Akteuren getragenen Stadtidentitäten führen.



Stadtachse Westhagen, Fotos: Lars Landmann



## ES MUSS NICHT IMMER BACKSTEIN SEIN

Prof. Dr. Eberhard Syring Hochschule Bremen, Baugeschichte und Architekturtheorie,  
Wissenschaftlicher Leiter des Bremer Zentrums für Baukultur

Ich möchte hier über ein Projekt berichten, dass die beiden lokalen Baukulturzentren Bremer Zentrum für Baukultur (b.zb) und bau\_werk in Oldenburg im Jahr 2011 durchgeführt haben. Es ging dabei um eine baukulturelle Bestandsaufnahme der Metropolregion Bremen-Oldenburg. Diese Region umfasst ein in Nord-Süd-Richtung langgestrecktes Gebiet, das von der Nordseeküste, über die größeren Städte im Unterweserraum, über landwirtschaftlich geprägte Regionen weiter südlich und mit dem Landkreis Osnabrück schließlich bis in die Mittelgebirgsregion hineinreicht.

Was wollten wir über dieses Gebiet herausbekommen? Kurz gesagt ging es um eine Bestandsaufnahme guter Architektur der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit (also von 1950 bis heute). Als ein solch zusammenhängender baukultureller Raum ist diese Region bisher noch nicht betrachtet worden. Wir wollten hier also Entwicklungsarbeit leisten.

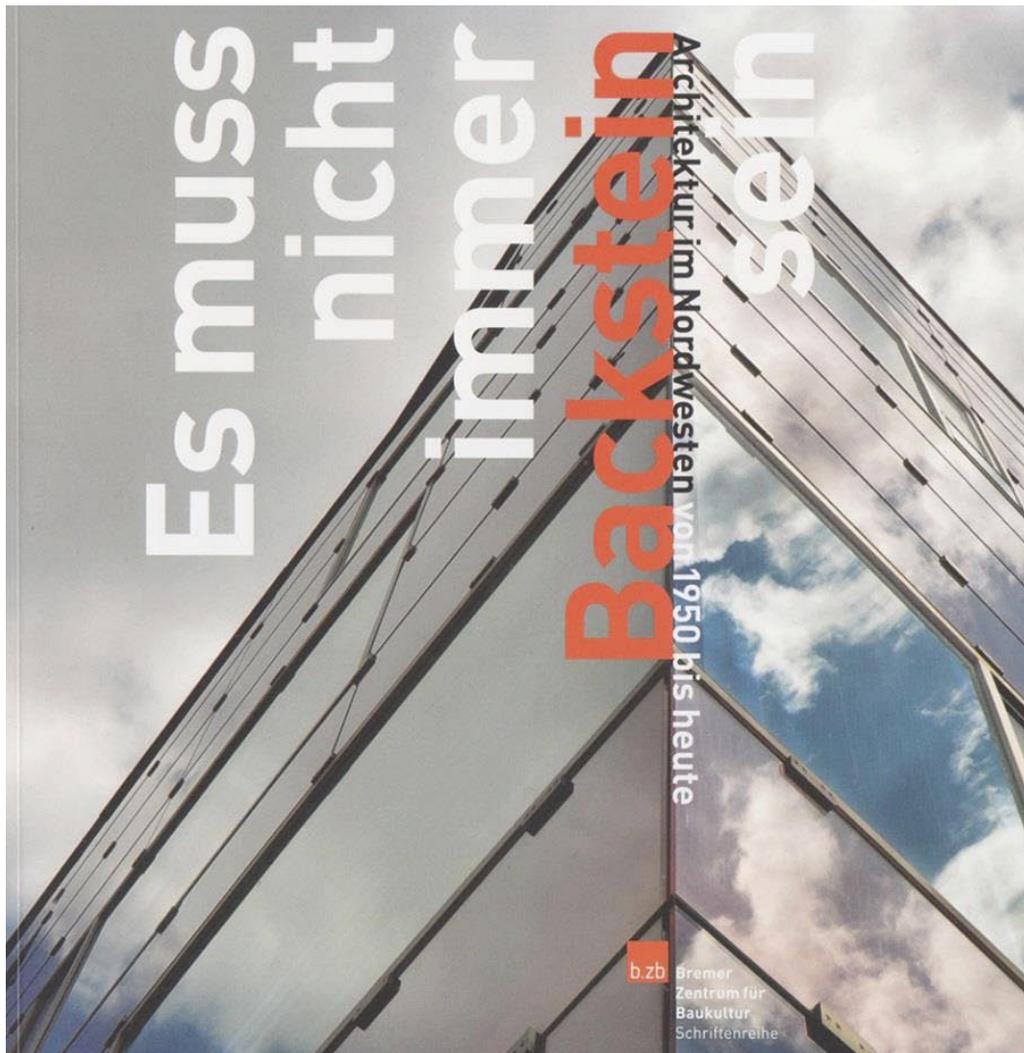
In einem frühen Exposé unseres Projektes sind wir von zwei Hypothesen ausgegangen (die natürlich auch etwas mit den Förderkriterien des Kulturfonds der Metropolregion zu tun hatten, auf dessen Unterstützung wir für das Projekt angewiesen waren). Zum einen haben wir auf einen möglichen Image-Gewinn und auf die Identität stiftende Komponente hingewiesen, zwei Aufgaben, die gute Architektur leisten kann. Image meint hier das Bild, das Außenstehende von einer Sache haben. Identität – ein Begriff, der ja auch bei der heutigen Veranstaltung eine zentrale Rolle spielt – meint hier die positive Übereinstimmung einer Person oder einer Gruppe mit einer Sache, einem Phänomen, einem Erscheinungsbild im Sinne einer Orientierung gebenden Funktion. Und diese Sache kann auch eine spezifische architektonische Ausprägung sein. Zum anderen wollten wir das Verhältnis zwischen dem Gebauten und der Landschaft ins Auge fassen. Gibt es ein für den hier betrachteten

Landschaftsraum typisches architektonisches Erscheinungsbild in der jüngeren Baugeschichte? – so lautete die Frage. Wir haben schließlich in Bezug auf unser Projekt drei konkrete Ziele in Form von drei angestrebten Vermittlungsformaten formuliert, die am Ende als Produkte bei dem Projekt herauskommen sollten:

Erstens eine Wanderausstellung, die die Ergebnisse unserer Recherche nach guter Architektur der letzten sechs Jahrzehnte in der Region selbst präsentieren sollte. Für die älteren Gebäude galt dabei die Bedingung: Sie sollten nicht so stark umgebaut sein, dass ihre ursprünglich architektonischen Gestaltungsabsicht nicht mehr oder kaum noch erkennbar ist. Zweitens war eine Publikation als eine Art Architekturführer geplant, der es architekturinteressierten Bürgern möglich machen sollte, Touren zu den einzelnen Bauwerken zu unternehmen. Drittens sollte mit der Auseinandersetzung

über die Architektur der Region auch der Diskurs über die Frage geführt werden, welche Bedeutung eigentlich die Beachtung regionaler Charakteristika für die jüngere Architekturentwicklung besessen hatte und besitzt. Daraufhin hatte vor allem das Oldenburger Bauwerk sein Sommerprogramm ausgerichtet. Das Bremer Zentrum für Baukultur hat sich mit dem „Bremer Stadtdialog“, einem bekannten Diskussionsformat in der Hansestadt, diesem Diskurs gestellt.

Es war alles andere als einfach, über eine so große geografische Fläche den richtigen Überblick zu gewinnen, was die jüngere Architekturproduktion angeht. Dazu wurde eine recht umfangreiche Recherche betrieben, indem Berufsverbände und lokale Planungs- und Baubehörden angeschrieben wurden mit der Bitte um Hinweise auf sehenswerte Objekte. Außerdem wurden Jahrgänge von Fachzeitschriften und Architekturpreiskataloge syste-



Publikation Es muss nicht immer Backstein sein, Gestaltung: Sebastian Knickmann; Foto: Tim Malingriaux und Julian Spilker

matisch durchforstet nach Veröffentlichungen guter Bauten in der Region. Eine Lenkungsgruppe aus verschiedenen Architekturobern der Region brachte weitere eigene Vorschläge ein und nahm schließlich die Endauswahl vor. Zuvor waren sämtliche vorgeschlagenen Objekte auf fünf Rundfahrten in Augenschein genommen worden, um zu klären, ob der gegenwärtige bauliche Zustand oder die architektonische Qualität eine Endauswahl rechtfertigte. Wie man sich vorstellen kann, waren

die Ergebnisse nicht immer einstimmig. Entscheidend für die Auswahl sollte die architektonische Qualität sein und nicht die Frage, ob das Bauwerk bewusst oder unbewusst regionale Aspekte in seiner Gestalt aufnimmt. Es sollte so ein (soweit möglich) objektives Bild der jüngeren Baukultur der Region entstehen. Inwieweit regionale Merkmale dabei eine Rolle spielten, war erst in zweiter Linie von Belang. Allerdings wurde in gewissem Maße auch auf den Proporz, auf die relativ gleichmäßige

Verteilung der Objekte über die einzelnen Kreise und Städte geachtet. Auch sollten alle wichtigen baukulturellen Entwicklungsphasen vertreten sein, was bei älteren Bauten aufgrund unvorteilhafter Veränderungen nicht immer einfach war, wenn, wie dieses schöne Fünfziger-Jahre-Hallenbad in Diepholz demonstriert, der eine martialische Spaßarchitektur angehängt wurde.

Schließlich sind die beiden regionalen Architekturausbildungsstätten als Kooperationspartner zu erwähnen. Ein studentisches Projekt der Oldenburger Jade Hochschule legte das Ausstellungsdesign fest, die Bremer Architekturstudenten haben die aktuellen Fotografien zu den ausgewählten Projekten beigetragen.

Die Ergebnisse entsprachen im Wesentlichen dem eingangs zitierten Konzept. Eine Ausstellung wurde fertig gestellt, die in Oldenburg und in Bremen gezeigt wurde und inzwischen weitere Stationen durchlaufen hat und noch durchlaufen soll. Die geplante Publikation erschien in der Schriftenreihe des b.zb und ist in der Tat als eine Art Führer durch die jüngere Architekturgeschichte der Metropolregion Bremen-Oldenburg angelegt. Ein Vortrags- und Diskussionsprogramm zum Thema „Regionale Architektur“ verdeutlicht, dass der Diskurs, die Frage nach der Bedeutung des Ortsspezifischen in der Architektur in dem Gesamtprogramm eine große Rolle gespielt hat.

Diese Frage betraf nicht zuletzt auch die internen Diskussionen im Kreis der Architekturfachleute, die das gesamte Vorhaben konzeptionell entwickelt hatten. Worum ging es den Initiatoren? „Der zentrale inhaltliche Kern des Diskurses“, heißt es im Konzept, „dreht sich um die Frage, ob in einer allgemeinen Lage, die von Globalisierungstendenzen geprägt ist, Momente einer kollektiven regionalen Identität (noch) möglich sind und ob sie, und wenn ja, warum notwendig sind. In der Architekturdiskussion (die zu dieser Frage eine lange und immer noch aktuelle Geschichte hat) geht es dabei um Abgrenzungen zu roman-



Badespaß in Diepholz, Foto: Eberhard Syring

tisch-szenografischen Mitteln beim Heimatstil und in der Postmoderne, aber auch um eine Gegenposition zu der Ortlosigkeit eines Internationalen Stils oder zu der subjektiven Expressivität so genannter Stararchitektur.“ Also ein durchaus anspruchsvoller Ansatz. Und in der Auseinandersetzung mit dem Thema Regionalismus wurde schnell klar, dass es die Frage nach der lokalen bzw. regionalen Identität in der Architektur immer wieder gegeben hat. Die letzte intensive Debatte über den Regionalismus in der Architektur wurde in den späten 1970er/frühen 1980er Jahren geführt. „Gibt es überhaupt einen Regionalismus?“, so die kritisch gemeinte Frage des Wiener Architekturhistorikers Friedrich Achleitner. „Ein wesentliches Merkmal von Regionalismus scheint mir in der Absicht zu liegen, um jeden Preis regional zu sein“, lautet so ein bedenkenwerter Satz aus diesem Text. Und interessant ist auch der Unterschied, den Achleitner macht zwischen „regionalistischer Architektur“ und „regionalem Bauen“ (also dem, was man damals mitunter auch „vernakuläre Architektur“ bzw. „Architektur ohne Architekten“ nannte). Der Satz: „Es böte sich also an, von regionalem Bauen und regionalistischer Architektur zu sprechen, wenn es nicht fatalerweise auch eine regionale Architektur ein regionalistisches Bauen gäbe“, verdeutlicht, wie komplex das Thema bei genauerer Betrachtung ist.

Ein weiterer theoretischer Kronzeuge der damaligen Regionalismusdebatte ist der Architektur-

historiker Kenneth Frampton mit seinem Begriff eines „kritischen Regionalismus“, der auch für die gegenwärtige Diskussion noch ganz fruchtbar erscheint. „Die grundlegende Strategie des kritischen Regionalismus ist es, die Wirkung universaler Zivilisation mit Elementen zu vermitteln, die indirekt auf die Eigentümlichkeiten eines besonderen Ortes zurückzuführen sind“, sagt Frampton, und er versucht damit einen neuen Weg für die Architektur zu beschreiben, der sich vom reaktionären Regionalismus des Heimatstils ebenso abhebt wie vom gesichts- und geschichtslosen Universalismus der Internationalen Stils, und schließlich auch von der Beliebigkeit der damals aufkommenden post-modernen Architektur. In Bezug auf die Beurteilung der von uns ausgewählten beispielhaften Architekturobjekte der Nordwestregion kam schnell auch die Erkenntnis hinzu, dass neben einem Ortsbezug natürlich auch immer ein Zeitbezug eine entscheidende Rolle spielt. Architektur korrespondiert nicht nur (mehr oder weniger gut) mit dem Ort, an dem sie steht, sie ist ebenfalls auch ein Spiegelbild der Zeit, in der sie entstanden ist. In relativ kurzen Zeiträumen wandeln sich die architektonischen Formkonzepte. Ein Beispiel: zwei Bauten, die aus demselben Architekturbüro stammen, sich aber durch ihre Zeitprägungen deutlich unterscheiden (siehe Abbildungen rechts).

So kann man feststellen, dass gute Architektur (und die haben wir ja in unserem Projekt gesucht) in der Regel einen Mittelweg, eine Synthese anstrebt zwischen globalen Entwicklungen und lokalen Eigenheit einerseits sowie zwischen kulturellen Zeitgeistprägungen und individuellem künstlerischen Eigensinn andererseits. Wir haben also ganz bewusst darauf verzichtet, nach vordergründigen regionalen Bezügen zu suchen, sondern wollten die Sache komplexer angehen. Darum auch der Titel des Projektes: „Es muss nicht immer Backstein sein“.

Vor dem Hintergrund solcher theoretischer Erwägungen stellte sich noch ganz pragmatisch die Frage, wie denn das umfangreiche Material

zu gliedern sei? Bei der Publikation haben wir uns ganz bewusst darauf eingelassen einen praktikablen Architekturführer zu produzieren. Wir haben ihn darum geografisch in vier Kapitel geordnet: Erstens der nördliche Teil der Region, zweitens und drittens je ein Kapitel über die beiden größeren Städte Oldenburg und Bremen und viertens in den südlichen Teil der Region.

Anders gingen wir bei der Ausstellung vor. Es gab zunächst Überlegungen, die Bauten chronologisch oder geografisch (wie bei der Publikation) zu gliedern oder sie einzelnen Bauthemen zuzuordnen. Wir haben uns dann aber für eine inhaltliche Gliederung entschieden, die sich primär auf den Ort bezieht. Das ist ja bekanntlich auch das Kennzeichen regionalistischer Architektur. Nur haben wir in unserem Fall den Ortsbegriff weiter gefasst und acht verschiedene Ortsbezüge aufgefunden gemacht, unter denen sich das ganze Spektrum der ausgewählten Bauten ordnen lässt. (auf den folgenden Seiten werden diese acht Punkte abschließend aufgeführt).

### Fazit

Man kann sich fragen, ob unser Projekt einen Beitrag zur Imagebildung und Identitätsstiftung geleistet hat für die Region, die wir untersucht haben. Ich denke, dass man aufgrund der Größe und der Heterogenität des Gebiets in Bezug auf seine historischen, politischen und kulturellen Grundlagen die diesbezügliche Erwartung von vornherein nicht allzu hoch ansetzen durfte.

Ich denke aber, dieses Projekt konnte deutlich machen, dass die baukulturelle Produktion in einer Region heutzutage einer regen Auseinandersetzung, eines Diskurses darüber bedarf, was gute Architektur ist im Schnittpunkt von allgemeinen, globalen Bedingungen und lokalen bzw. regionalen Besonderheiten sowie der Ansprüche, die Kultur der Zeit zu repräsentieren und ästhetischen Eigensinn zu verkörpern. Eine einseitig regionalistische Ausrichtung dieses Diskurses hielte ich für bedenklich.



Haslob, Kruse und Partner: Beluga-Gebäude in Bremen, 2010, Foto: Viktoria Schmidt



Haslob, Hartlich: Friedhofskapelle in Stuhr, 1989, Foto: M. Rieffers

# Ortsbezüge

## 1. Ort untermalen In die (Stadt-) Landschaft eingefügt



Feierhalle Städtischer Friedhof Oldenburg, Latta und Hölscher, 1961  
Foto: Benjamin Stück

Gebäude können das Bild einer Landschaft bereichern oder zerstören. Trotz voranschreitender Urbanisierung ist das charakteristische Landschaftsbild der norddeutschen Tiefebene in urbanen wie in suburbanen Bereichen weiterhin präsent. In einer Landschaft, geprägt durch eine Mischung aus Weiträumigkeit und einer Binnenstruktur mittlerer Dimension – gebildet aus Wasserläufen, landwirtschaftlichen Nutzflächen, Knicks, Waldungen und leichten Erhebungen – ist Architektur gefordert, sich in die vorgefundene Struktur behutsam einzufügen.

## 2. Ort markieren Zeichen im Stadt- und Landschaftsraum



Supermarkt in Hude, 9<sup>+</sup> architecture Oldenburg, 2009  
Foto: Birthe Keller

In einer an topografischen Merkmalen armen Gegend besaßen Bauwerke von jeher eine besondere Funktion als optische Orientierungspunkte. Was vormals Kirchtürme, Windmühlen und Seezeichen leisteten, übernimmt nun zum Teil zeitgenössische Architektur. In der labyrinthischen Struktur größerer Städte helfen markante Bauwerke ebenfalls, uns zu orientieren. Aber markante Bauwerke sind nicht nur Wegweiser. Die Formen geben auch Hinweise auf Bedeutungen und Inhalte der Architektur.

## 3. Ort erschaffen Inseln in der Stadt und Trabanten



Hanse-Wissenschaftskolleg Delmenhorst, schomers schürmann architekten, 1998, Foto: Nima Sadri

Klöster sind frühe Beispiele dafür, dass in der Architekturgeschichte immer wieder Bauwerke entstanden sind, die »eigene Welten« erzeugen, »Heterotopien«, wie das Michel Foucault genannt hat. Obwohl im Kontext einer Stadt angesiedelt, führen sie ein partiell recht bemerkenswertes Eigenleben als Arbeits-, Lern- oder Freizeitwelten. Sie sind in der persönlichen Erfahrung definiert durch eine gewisse Aufenthaltszeit, die man in ihnen verbringt: Stunden, Tage, Jahre. Größere Einheiten dieser Art siedelt man gern am Rande der Städte an und nennt sie Trabanten.

## 4. Ort erhöhen Repräsentieren



Haus der Bürgerschaft Bremen, Wassili Luckhardt, 1966  
Foto: Michael Hammer

Wir wollen zeigen, wer und was wir sind und was uns wichtig ist. Das gilt in besonderem Maße auch für Architektur. Sie lässt sich in der Regel nicht auf ihre funktionalen Aspekte beschränken, sie hat eine Botschaft, steht für etwas, repräsentiert es. Das Bedürfnis, mit Architektur etwas darzustellen, betrifft Individuen ebenso wie kollektive Subjekte: Unternehmen, Organisationen, Kommunen. Repräsentiert wird der eigene Status oder das Image, das Vorstellungsbild, das man von einer Institution gewinnen soll. Das Gebäude „sagt“: wir sind offen, kreativ, innovativ, anders oder nicht anders.

## 5. Ort weiterentwickeln In der Stadt (weiter)bauen



Fährquartier Bremen-Vegesack, div. Architekten, 1985  
Foto: Philipp Eilers

Das meiste ist schon gebaut. Das bedeutet: Architektur entsteht nur selten in einem neutralen Umfeld, auf der berühmten »grünen Wiese«. Sie muss sich in eine bestehende Struktur einfügen. Hier gilt es Rücksichten zu nehmen, den Bestand zu würdigen. Das ist Architekten nicht zu allen Zeiten leicht gefallen. Doch hat sich inzwischen die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Stadt nicht in jeder Epoche neu erfunden werden muss. Meist reicht es, sich bescheiden in ein bestehendes Gefüge einzugliedern. Dabei muss man keineswegs die eigene zeitgebundene Identität aufgeben. Nur so kann die Stadt als ein offenes Buch gelesen werden, das über ihre Zeitschichten Auskunft gibt.

## 6. Ort herausfordern Experimente



SoleArena Bad Essen, Architekten lützwow 7 u.a., 2010  
Foto: Birthe Keller

Bauen entwickelt sich weiter. Es bietet an zahlreichen Punkten die Möglichkeit, von Bewährtem abzuweichen und etwas Neues oder etwas Anderes auszuprobieren, eine Pionierfunktion einzunehmen, etwas zu machen, das normalerweise nicht möglich ist, kurz gesagt: zu experimentieren. Dabei muss das Neue nicht einmal prinzipiell neu sein, sondern nur neu für eine Stadt oder eine Region – oder für eine Person. Das Experiment ist immer ein Blick in die Zukunft: so könnte man es machen. Ob der Zukunftsentwurf tatsächlich Bestand hat, ist dabei zunächst zweitrangig.

## 7. Ort reflektieren Kulturelle Identität



Archäologisches Museum Kalkriese, Gigon/Guyer 2002  
Foto: Isabel Carrera

Es gibt Orte, die sich in besonderer Weise mit der Geschichte der Stadt, der Region auseinandersetzen. Und diese Orte brauchen eine besondere architektonische Repräsentanz, um sie für uns, die Bürger und für die Touristen interessant zu machen. Für ein Bauwerk, das seinen Ort und dessen Geschichte – oder auch nur einen Aspekt dieser Geschichte – repräsentiert, ist es nicht immer einfach, eine angemessene Ausdrucksform zu finden. Ein Erfolg ist dann gegeben, wenn sich viele mit dieser Architektur identifizieren – Bürger und Gäste.

## 8. Ort erneuern Neues Leben in alten Bauten



Nordwolle-Areal Delmenhorst, Strake & Partner, seit 1986  
Foto: Ksenija Belitchenko und Hiva Mosala

Die Baugeschichte steckt voller Beispiele von Gebäudeumnutzungen. Aus einer römischen Arena wurde ein Stadtquartier, aus einer mittelalterlichen Stadtbefestigung ein Park, aus einem Schloss ein Museum. Gleichwohl ist dieses Aufgabenfeld für Architekten nicht nur attraktiv, vor allem, weil man das Neue dem Altbau mitunter kaum ansieht. Die Kunst im Umgang mit dem Alten ist eine Kunst der architektonischen Selbstbescheidung. Und trotzdem ist es möglich und auch notwendig, das Heute einzubringen. Dabei kommt es darauf an, das richtige Maß zu finden.

# GESTALTUNGSFIBEL

## DES MÜHLENKREISES MINDEN-LÜBBECKE

Darius Djahanschah / Landschaftsverband Westfalen-Lippe, LWL

Im Auftrag des Kreises Kreis Minden-Lübbecke hat das ehemals Westfälische Amt für Landschafts- und Baukultur im Landschaftsverband Westfalen-Lippe, heute LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, die im Kreisgebiet prägenden Siedlungsstrukturen und die in den Dörfern typischen Gestaltmerkmale der Höfe und Einzelgebäude systematisch erfasst. Darüber hinaus wurden regionaltypische Entwurfsleitlinien und Gestaltungshilfen entwickelt, die den Kommunen bei der Ausgestaltung von Siedlungsergänzungen und auch den örtlichen Architekten und Planern beim Entwurf von Hausgruppen oder Einzelgebäuden zur Verfügung stehen. Zielrichtung dabei war nicht der historisierende Rückgriff auf die Architektur der vergangenen Jahrhunderte, sondern vielmehr eine Übersetzung in eine moderne Architektursprache.

Zunächst allgemeingültig und abstrahiert, dann an konkreten Testentwürfen für zukünftig anstehende

Baufaufgaben im Kreis wurde aufgezeigt, dass es eine Fülle übertragbarer Entwurfsprinzipien gibt, an denen sich – auch für zeitgemäße bauliche Ergänzungen – regionaltypisches Bauen im Mühlenkreis festmachen lässt.

Der in weiten Teilen ländlich geprägte Kreis Minden-Lübbecke weist noch immer eine Vielzahl charakteristisch erhaltener Dörfer, Hofanlagen und Einzelgebäude der traditionellen Kulturlandschaft auf. Gleichzeitig wird dieses Bild durch gesichtslose Siedlungserweiterungen und ortsfremd gestaltete Neubauten bedroht, die keinen Bezug mehr zu der überlieferten Architektur aufweisen. Ziel des EU-geförderten Projektes ist die Bewusstmachung der baulichen Qualitäten und Eigenarten des ländlichen Raumes und das Aufzeigen von Leitlinien einer regional und nachhaltig orientierten ländlichen Siedlungsentwicklung.



### Eine Region mit vielen Gesichtern

Die Analyse von Naturraum, Siedlungsstruktur und Landschaftsbild des Untersuchungsraums und der angrenzenden Gebiete macht deutlich, dass der Kreis Minden-Lübbecke außerordentlich vielfältig und uneinheitlich strukturiert ist. Es kann nicht von *der* Kulturlandschaft des Mühlenkreises gesprochen werden. Vielmehr sind verschiedene Landschaften mit ihren spezifischen Siedlungsstrukturen und Landnutzungsmustern klar voneinander zu unterscheiden. Bereits wenige Ausschnitte aus der TK 25 zeigen die gravierenden Unterschiede der vorhandenen Besiedlungsformen:

Über gewachsene Dorfformen (Haufendörfer, Straßendörfer), planmäßig angelegte Siedlungsformen, drubbelhafte Verdichtungen bis zu Streusiedlungen ist ein breites Spektrum unterschiedlicher Siedlungsstrukturen und Landnutzungsformen anzutreffen.

Die Auswertung der unterschiedlichen Landschaftsbilder zeigt die naturräumliche Vielfalt des Kreisgebietes, aus der die verschiedenen Landnutzungsformen mit ihrem Siedlungsgefüge und dessen baulicher Ausprägung zu erklären sind. Im Wesentlichen können fünf Kulturlandschaftsbereiche unterschieden werden:

1. Moorniederungs- und Geestbereiche
2. Mittelweserbereich
3. Lübbecke Lößland
4. Mittelgebirgsstreifen
5. Ravensberger Mulde

### Typisch Region

Immer wieder sind es ähnliche Muster und Impressionen, die den unverwechselbaren Charakter der Minden-Lübbecke Hauslandschaft kennzeichnen: Hochwertige Ackerfluren mit kompakten Dorflagen wechseln sich ab mit Streusiedlungsstrukturen

in grünlanddominierten Agrarlandschaften mit eingestreuten Drubbeln. Weiten Moor- und Geestebenen stehen hochgradig zersiedelte Landstriche oder waldreiche, spärlich bebaute Mittelgebirgs-lagen gegenüber. Überall aber sind die gewachsenen Ortslagen in einen dichten Pelz großkroniger Haus- und Hofbäume eingebettet; es dominieren Haustypen, die auf das niederdeutsche Hallenhaus zurückzuführen sind: Langhäuser mit ziegelrotgedeckten Steildächern. Mal überwiegt das schwarz-weiß geprägte Fachwerk mit grünen Toren und Klappen, mal die landwirtschaftlichen Funktionsbauten in Backstein oder weißem Putz aus neuerer Zeit.

### Spurenlese

Weite Teile des Mühlenkreises sind geprägt durch Streusiedlungsstrukturen mit Einzelhöfen und Drubbeln. Kennzeichnend ist die Hofbildung durch Gruppierung verschiedener landwirtschaftlicher Haupt- und Nebengebäude und deren großzügige und reich differenzierte Einbindung in den Agrarlandschaftsraum.

Spurenlese Mühlenkreis, Fotos: D. Djahanschah  
Der städtebauliche Entwurf unten zeigt die Übersetzung dieses regionsprägenden Motivs bei einer Ortsrandergänzung in Sielhorst (Rahden), Grafik: LWL



## Gestaltkriterien Städtebau

### Verhältnis Bebauung/Freiraum

- Ländlichen Maßstab beibehalten (Verhältnis Überbauung/ Freiraum)!
- Ländliche Siedlungen werden erst durch ein grünes Umfeld Bestandteil der Landschaft und wirken nicht als Fremdkörper!
- Sorgfältig geplante Freiraumstrukturen sind das A und O!

### Siedlungsgrundriss

- An gewachsenen und regionstypischen Dorfgrundrissen und Freiraumstrukturen orientieren.
- Vielfältige Strukturen / unterschiedliche Größenordnungen / immer wieder Sonderfälle und individuelle Einfügungen anstreben.
- Vermeidung städtischer Vorbilder und streng orthogonaler und monotoner Strukturen.

### Silhouette

- Bauliche Ensembles mit unterschiedlichen Gebäudehöhen anstreben.
- Gebäudeensembles mit "grünem Pelz" umstellen.
- Rot-Grün-Kontrast (rote, ruhige Steildachflächen – großkronige Haus- und Hofbäume) kultivieren.



Wehden - Silhouette, Fotos: D. Djahanschah

Auch wenn das ungebremste Siedlungswachstum im ländlichen Raum inzwischen seinem Ende entgegengeht, kann es in Ausnahmefällen für den Fortbestand einiger Dörfer und ihrer technischen und sozialen Infrastruktureinrichtungen überlebenswichtig sein, auch in größerem Umfang Siedlungsergänzungen anzugehen. Wichtig dabei ist eine vorausschauende Planung in Realisierungsabschnitten, eine städtebauliche Konzeption, die sich an ländlichen Siedlungsformen orientiert und eine sorgfältig, der baulichen Realisierung vorausgehende Ortsrand- und Freiraumplanung. Zunächst müssen vorhandene Lücken geschlossen werden, dann die weniger empfindlichen und zuletzt – nach erneuter Prüfung der Unverzichtbarkeit! – die für Landschaftsbild und Ortsrand-silhouette bestimmenden Flächen bebaut werden. Die Grenzen des "alten" Dorfes sollten dabei immer deutlich ablesbar bleiben.

### Hinweise zur Gestaltung von Baugebieten und Gebäuden im Kreis Minden-Lübbecke

Erste Pflicht ist die Weiternutzung und Umnutzung vorhandener Infrastrukturen und Gebäude. Eine zuwachsorientierte Siedlungserweiterung ist im ländlichen Raum weitgehend abgeschlossen. Ergänzungen und Neubausiedlungen sind zuerst in den Dienst der Siedlungsreparatur (Ortsrand, Silhouette, Lückenschluss, Infrastruktur, Grünraum) zu stellen und müssen unter dem Blickwinkel einer qualitätssichernden und -verbessernden Dorferneuerung beurteilt werden. Für das Kreisgebiet lassen sich eindeutig regionale Siedlungsformen und ortstypische Gestaltmerkmale nachweisen. Eine Eins-zu-Eins-Übertragung vorgefundener Merkmale, also der über Jahrhunderte gewachsenen Baupraxis, auf zukünftige Neubauvorhaben kann jedoch nicht ohne Weiteres erfolgen.

Die für jede Situation und für jede Bauaufgabe einzig richtige städtebauliche Figur und das einzig richtige regionaltypische Gebäude gibt es nicht. Sehr wohl aber lassen sich hinsichtlich der Gestaltqualität banale (der Situation abträgliche) und fachlich fundierte (die Situation bereichernde) Entwurfsansätze nach benennbaren Kriterien voneinander abgrenzen. Besonders für den städtebaulichen Ansatz gilt: Die neue Lösung sollte sich immer an der individuell vorgefundenen Situation orientieren (Genius Loci). Eine entwerfliche Orientierung an städtischen Bauformen führt in gewachsenen Dorfstrukturen sicher zu Fremdkörpern. Gestaltmerkmale, die eindeutig von jedermann mit fremden Kulturlandschaften assoziiert werden können (Cottage-Architektur, Toskanahaus, Friesenhaus, Schwarzwaldhaus, Blockhütte, ...), sind vor der Forderung eines regionsbezogenen Bauens im Mühlenkreis Minden-Lübbecke nicht integrierbar.

## Gestaltkriterien Freiraum

### Gartengestaltung (Struktur, Oberflächen)

- Offene Flächen, Schotterdecken, Obstwiesen, Nutzgärten
- Einfache Strukturen/Formen, keine unnatürlichen "Hügelwelten"
- Keine reinen Ziergärten, kein "künstliches Allerlei"
- Einfriedung mit standorttypischen Hecken
- Kleinvieh willkommen!

### Baum- und Pflanzenwahl

- Niederungs-/Geestbereich: Birke, Erle, Eiche, Hainbuche Obstbäume, Weißdorn, Holunder, Schlehe, Pfaffenhütchen
- Löß-/Hügellandbereich: Eiche, Linden, Rotbuche, Ahorn Weißdorn, Schlehe, Hartriegel, Haselnuß, Obstbäume
- Keine Nadelbäume!

### Straßenraum

- Einfache Materialien (i. d. R. Asphaltdecke, mehrreihige Pflasterrinne, Rasenstreifen, offener Entwässerungsgraben)
- Keine Markierungen, keine roten Pflasterungen, keine Pflasterornamente
- Bewusste Setzung von Straßenbäumen, Alleeausbildungen

Das Projekt "Regionale Baukultur des ländlichen Raumes im Mühlenkreis Minden-Lübbecke" zeigt beispielhaft Entwicklungspotenziale und Gestaltungsansätze für ein zukunftsorientiertes und auf die Besonderheiten der Region bezogenes Planen und Bauen im ländlichen Raum auf. Das Projekt hat eine Laufzeit von 18 Monaten (Juli '05 bis Dezember '06) und wurde durch die Europäische Union im Rahmen des Programms Leader+ gefördert. Methodik und Gestaltungsgrundsätze sind allgemein übertragbar; die städtebaulichen, hochbaulichen und freiräumlichen Gestaltkriterien beschreiben Entwurfsleitlinien für den Raum Minden-Lübbecke. Für andere Räume ist eine Modifizierung der Leitlinien und Kriterien, die aus den regional vorgefundenen Gestaltmerkmalen abgeleitet werden können, erforderlich.

Auch zukünftig regional bauen! Beispiele zu Fassadengliederung und Öffnungen, Fotos: D. Djahanschah



# KURZBIOGRAFIEN



Roland Gruber

Geboren 1972 in Bad Kleinkirchheim in Kärnten in Österreich, Studium der Architektur an der Kunstuniversität Linz und ETH Zürich sowie Internationales Kulturmanagement an der Universität Salzburg, seit 1999 Mitbegründer und ehrenamtlicher Vorsitzender von LandLuft – Verein zur Förderung von Baukultur in ländlichen Räumen, Projektleiter des LandLuft Baukulturgemeinde-Preis und des Forschungsprojekts „Baukultur in ländlichen Räumen“, seit 1999 Mitbegründer und Partner des Architekturbüros „nonconform architektur vor ort“, ein Büro im Schnittpunkt von Architektur, Städtebau und kommunaler Entwicklung im ländlichen Raum, diverse Auszeichnungen für die Projekte, u.a. Österreichischer Bauherrnpreis, Holzbaupreis, Landeskulturpreis sowie Österreichischer Staatspreis für Consulting 2008 (Jurypreis) und Österreicher des Jahres 2012, seit 2011 Mitbegründer der Initiative Zukunftsorte braucht das Land.



Marco Mehlin

Dipl. Ing. Raumplaner Marco Mehlin (freischaffender Stadtplaner) ist Experte in den Bereichen Sozialraumentwicklung, Einzelhandel, Stadtmarketing, Leitbildentwicklung und Zentrenstärkung. Vor der Bürogründung hat Marco Mehlin in Nordrhein-Westfalen das Instrument Stadtmarketing moderativ und inhaltlich in vielen Kommunen implementiert. Nach Stationen in der Stadtsanierung und Pressearbeit werden vom Standort Berlin aus mit seinem Büro raumscript bundesweit Projekte mit Kommunen und öffentlichen Einrichtungen entwickelt und umgesetzt. Seit über 15 Jahren designt und moderiert Marco Mehlin Veranstaltungen, Werkstätten, Talks und weitere Formate in der urbanen Kommunikation.



Prof. Dr. Eberhard Syring

Geboren 1951, studierte Architektur an der Hochschule für Künste Bremen, promovierte 1999 an der Universität Bremen und arbeitete seitdem in der Forschung und als Autor. Seit 2004 ist er Professor für Baugeschichte und Architekturtheorie an der School of Architecture der Hochschule Bremen sowie wissenschaftlicher Leiter des Bremer Zentrums für Baukultur und Mitherausgeber der Schriftenreihe des b.zb.



Darius Djahanschah

Geboren 1962 in Recklinghausen, Abitur in Gelsenkirchen, Architekturstudium an der RWTH Aachen, Studienschwerpunkt Städtebau. Arbeitete zunächst angestellt im Büro „Architektur und Stadtplanung“, Düsseldorf. Anschließend Städtebaureferendariat bei der Bezirksregierung Köln, Große Staatsprüfung. Von 1995 - 2001 Gebietsreferent im Fachbereich Baupflege und Leiter der Öffentlichkeitsarbeit im LWL-Amt für Landschafts- und Baukultur in Westfalen, Münster. Von 2001 - 2004 Leitung des Förderbereiches „Architektur und Bauwesen“ bei der Deutschen Bundesstiftung Umwelt, Osnabrück. Seit 2005 Mitarbeit im Baukulturteam der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, Münster.



## REDAKTION

### Netzwerk Baukultur Niedersachsen Geschäftsstelle

Postanschrift	c/o Stadt Wolfsburg Postfach 100944 D-38409 Wolfsburg
Standort	Alvar-Aalto-Kulturhaus Porschestraße 51 D-38440 Wolfsburg
Tel.	05361.28-2835
Fax	05361.28-1644
Mail	kontakt@baukultur-niedersachsen.de www.baukultur-niedersachsen.de
Öffnungszeiten	Montags und Donnerstags 10-14 Uhr
Ansprechpartnerinnen	Nicole Froberg, Carolin Heidloff
Herausgeber Veranstaltungsfotos	Netzwerk Baukultur in Niedersachsen Lars Landmann

Wolfsburg, April 2014



[www.baukultur-niedersachsen.de](http://www.baukultur-niedersachsen.de)



Niedersachsen



WOLFSBURG